


UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 027 129 489

Mitteilungen

aus der

historischen Literatur

Im Auftrage und unter Mitwirkung

der

Historischen Gesellschaft zu Berlin

herausgegeben

von

Fritz Arnheim

Neue Folge — Achter Band
Der ganzen Reihe 48. Band

Berlin
Weidmannsche Buchhandlung
1920

Gesch. D. Koref April 1947

Inhaltsverzeichnis.

Zur Literatur über den Weltkrieg.

I.

Die Literatur über den Weltkrieg schwillt lawinenartig an. Eine stattliche Reihe von Staatsmännern und militärischen Führern der am Kriege beteiligten Staaten hat sich bereits in mehr oder weniger umfangreichen und ergiebigen Schriften über ihn vernehmen lassen. Ihren Spuren sind andere Autoren, berufene und unberufene, in kaum absehbarer Zahl gefolgt. Dazu die Fülle inhaltsreicher Aktenpublikationen von amtlicher Seite. Und täglich werden neue literarische Erscheinungen über die Kriegszeit angekündigt. Der Kampf der Geister hat begonnen. Sein Ende ist gar nicht abzusehen. So wächst unsere Kenntnis von dem tatsächlichen Verlauf der Dinge in erfreulicher Weise, und immer tiefer wird unsere Einsicht in das vielgestaltige Treiben aller jener Kräfte, die die Entwicklung der Ereignisse fördernd oder hemmend beeinflußt haben.

Unter den bisher erschienenen Schriften erregt andauernd — neben den Erinnerungen von Tirpitz — das größte Aufsehen das Buch des Generals Ludendorff[1]) um des Vfs. wie des Inhalts willen. Das umfangreiche Werk ist in Schweden entstanden in der Zeit „vom November 1918 bis Februar 1919" und ist „in Berlin bis zum 23. Juni ergänzt" worden. Eine außerordentliche schriftstellerische Leistung. Ihre Bedeutung wird erst völlig klar, wenn man sich erinnert, daß sie von einem Manne vollbracht worden ist, der eben erst ein mehr als vier Jahre währendes Kampf- und Sorgenleben ohnegleichen zurückgelegt hatte.

Die Kriegserinnerungen sind „vornehmlich aus dem Gedächtnis" niedergeschrieben worden. Also doch nicht ausschließlich. In der Tat muß L. noch andere Quellen zur Hand gehabt haben. Das beweist die Fülle wertvoller und neuer militärischer und politischer Einzelheiten, der wir in seinem Buche begegnen, und ihre überraschende Genauigkeit und Bündigkeit. Unter dieser Voraussetzung würde von vornherein ein sehr erheblicher Teil von Mißtrauen, das nun einmal gegen die Glaubwürdigkeit aller Memoirenwerke angebracht ist, zumal der lediglich nach dem Gedächtnis verfaßten, bei der Würdigung der „Kriegserinnerungen" auszuscheiden haben.

---

[1]) Ludendorff, Erich, Meine Kriegserinnerungen 1914—1918. 4. Aufl. VIII u. 628 S. Berlin, Mittler u. Sohn, 1919. M. 33.—.

Der Wunsch[1]) liegt nahe, daß der Vf. sich entschließen möchte, unsere Neugier in bezug auf die Herkunft und den Charakter der von ihm mitgeteilten oder verwerteten Nachrichten einigermaßen zu befriedigen. Der Wert seines Buches würde dadurch nur gewinnen.

Das inhaltsreiche Werk fördert, wie gesagt, unsere Erkenntnis in hervorragendem Maße. Es bietet uns willkommenen Aufschluß über die Zusammenhänge militärischer und politischer Ereignisse, über die Entstehung der strategischen Pläne und Maßnahmen und ihre Ausführung und über die glänzende organisatorische Tätigkeit der OHL, deren Mittelpunkt L. war. Und höchst eindrucksvoll ist das Bild, das wir hier von der Persönlichkeit des genialen Vfs. selbst erhalten, dieser Titanennatur, die mit beispielloser Willens- und Arbeitskraft und nie erlahmendem Mute eine schier unlösbare, über alles menschliche Maß hinausragende Aufgabe zu bewältigen suchte. Trotz aller Siegeszuversicht, die den Vf. fast bis zum letzten Augenblick erfüllt hat, und die demgemäß auch in seinem Buche an zahlreichen Stellen beredten Ausdruck findet, geht durch das Ganze doch ein pessimistischer, sorgenvoller Zug über den schließlichen Ausgang des entsetzlichen, nicht endenwollenden Ringens. Und es liegt eine furchtbare Tragik in der Tatsache, daß gerade dieser Mann der Tat an der Wucht und der Macht der Verhältnisse gescheitert ist. Sie waren stärker als sein gigantischer Wille. Hätte er das Schicksal zu meistern vermocht, gegen das er mit übermenschlicher Kraft angekämpft, so wäre zweifellos des Rühmens kein Ende gewesen. Da es ihm nicht beschieden war, hat man nur Anklagen und Verdammungsurteile für ihn bereit. Das ist ein billiges Beginnen.

In seiner klaren, knappen, gedrungenen, vorwärts drängenden und den Leser unwillkürlich mit sich reißenden Art stellt L. zunächst die kriegerischen Ereignisse dar, an denen er teilgenommen hat: Die Eroberung von Lüttich, die Schlacht bei Tannenberg — nach seinem Vorschlag so genannt, ein Vorgang, der ihm als politischer Fehler angerechnet wird — den Herbstfeldzug in Polen 1914, die Winterschlacht in Masuren (Febr. u. März 1915), den Sommerfeldzug gegen die Russen 1915 und die weiteren Begebenheiten an der Ostfront, bis er am 30. Aug. 1916 als erster Generalquartiermeister in die OHL berufen wurde.

Dann folgt eine Schilderung der damaligen militärischen Lage (S. 187 ff.). Es war einer jener kritischen Zustände, wie sie der Weltkrieg wiederholt für die Mittelmächte hervorgebracht hat, jedoch viel ernster, als das deutsche Volk damals erfahren oder auch nur geahnt hat. Hier liegt ein schwerer

---

[1]) Er wird vielleicht in kurzem durch einen im Erscheinen begriffenen 2. Band befriedigt werden.



Fehler der maßgebenden Instanzen vor. Es hätte zweifellos heilsamer gewirkt, wenn man dem Volke stets den furchtbaren Ernst der Lage klargemacht hätte, anstatt es mit inhaltsleeren Phrasen in fortdauerndem Siegesrausch zu erhalten. — Im Westen war der Kampf bei Verdun im Abflauen. Er hatte viel Blut gekostet. Die Lage unserer siegreich vordringenden Truppen war immer ungünstiger geworden. Und die Führer waren nur „mit halber Seele" bei der Sache. Der Gewinn stand nicht mehr im Einklang mit den Verlusten. Am gefährlichsten war die Lage in Wolhynien, wo der Hauptstoß der Russen nicht gegen den österr. Abschnitt, sondern, wie wir jetzt erfahren, gegen die deutsche Front gerichtet war. Daß der westliche Feind uns schon damals an allen technischen Hilfsmitteln, besonders auch an Flugzeugen, erheblich überlegen war, zeigte sich an der Somme mit erschreckender Deutlichkeit. Bei den österr. Truppen war ein bedenkliches Nachlassen ihrer Kampfkraft zu beobachten. Am Isonzo waren Görz und die Karsthochfläche von Doberdo verlorengegangen. Die Leistungen der Bulgaren ließen bedenklich nach. Die türkische Armee galt als „verbraucht". Hierzu kam, daß die Verbündeten fortdauernd aus Deutschlands Tasche zehrten, „in vielen Fällen ohne die nötige Gegenleistung". Die Anforderungen von Truppen, Kriegs- und Eisenbahnmaterial, von Kohlen, Geld und Lebensmitteln nahmen kein Ende und steigerten die Schwierigkeiten in bedenklichem Maße. „Die ganze ungeheure Last dieses Krieges lag auf unsern Schultern." Bei dem Eintritt Rumäniens in den Krieg schien daher eine Katastrophe unvermeidlich. Daß sie damals ausblieb, verdanken wir letzten Endes nur der Unentschlossenheit der rumänischen Generale (S. 194, 221).

Hieran schließt sich die Schilderung des weiteren Verlaufs des Weltkrieges bis zu L.s Rücktritt im Okt. 1918. Eine Fülle der interessantesten und wichtigsten Fragen wird hier behandelt. So u. a. die Kriegführung unserer Verbündeten, das Hilfsdienstpflicht-Gesetz (S. 259 ff.), die Unzulänglichkeit der Kriegsreichskanzler (S. 215, 293, 531, 565), unsere Ostpolitik und die polnische Frage (S. 313 ff., 351 ff., 416 ff., 426), die Volksstimmung und die Leitung der Presse, die russische Revolution.

Trotz der schnellen und gründlichen Siege des Generals v. Falkenhayn, dessen Truppen an Zahl dem Gegner bedenklich nachstanden, waren wir „in der Gesamtkriegführung schwächer geworden, war unsere Lage ungemein schwierig und ein Ausweg kaum zu finden" (S. 242).

In dieser Not erwartete die OHL allein von dem uneingeschränkten U-Krieg eine „günstig entscheidende Wirkung, spätestens bevor Amerika mit seinen Neuformationen in den Krieg eingreifen konnte, ohne den U-Krieg aber einen Zu-

Der Wunsch[1]) liegt nahe, daß der Vf. sich entschließen möchte, unsere Neugier in bezug auf die Herkunft und den Charakter der von ihm mitgeteilten oder verwerteten Nachrichten einigermaßen zu befriedigen. Der Wert seines Buches würde dadurch nur gewinnen.

Das inhaltsreiche Werk fördert, wie gesagt, unsere Erkenntnis in hervorragendem Maße. Es bietet uns willkommenen Aufschluß über die Zusammenhänge militärischer und politischer Ereignisse, über die Entstehung der strategischen Pläne und Maßnahmen und ihre Ausführung und über die glänzende organisatorische Tätigkeit der OHL, deren Mittelpunkt L. war. Und höchst eindrucksvoll ist das Bild, das wir hier von der Persönlichkeit des genialen Vfs. selbst erhalten, dieser Titanennatur, die mit beispielloser Willens- und Arbeitskraft und nie erlahmendem Mute eine schier unlösbare, über alles menschliche Maß hinausragende Aufgabe zu bewältigen suchte. Trotz aller Siegeszuversicht, die den Vf. fast bis zum letzten Augenblick erfüllt hat, und die demgemäß auch in seinem Buche an zahlreichen Stellen beredten Ausdruck findet, geht durch das Ganze doch ein pessimistischer, sorgenvoller Zug über den schließlichen Ausgang des entsetzlichen, nicht endenwollenden Ringens. Und es liegt eine furchtbare Tragik in der Tatsache, daß gerade dieser Mann der Tat an der Wucht und der Macht der Verhältnisse gescheitert ist. Sie waren stärker als sein gigantischer Wille. Hätte er das Schicksal zu meistern vermocht, gegen das er mit übermenschlicher Kraft angekämpft, so wäre zweifellos des Rühmens kein Ende gewesen. Da es ihm nicht beschieden war, hat man nur Anklagen und Verdammungsurteile für ihn bereit. Das ist ein billiges Beginnen.

In seiner klaren, knappen, gedrungenen, vorwärts drängenden und den Leser unwillkürlich mit sich reißenden Art stellt L. zunächst die kriegerischen Ereignisse dar, an denen er teilgenommen hat: Die Eroberung von Lüttich, die Schlacht bei Tannenberg — nach seinem Vorschlag so genannt, ein Vorgang, der ihm als politischer Fehler angerechnet wird — den Herbstfeldzug in Polen 1914, die Winterschlacht in Masuren (Febr. u. März 1915), den Sommerfeldzug gegen die Russen 1915 und die weiteren Begebenheiten an der Ostfront, bis er am 30. Aug. 1916 als erster Generalquartiermeister in die OHL berufen wurde.

Dann folgt eine Schilderung der damaligen militärischen Lage (S. 187 ff.). Es war einer jener kritischen Zustände, wie sie der Weltkrieg wiederholt für die Mittelmächte hervorgebracht hat, jedoch viel ernster, als das deutsche Volk damals erfahren oder auch nur geahnt hat. Hier liegt ein schwerer

[1]) Er wird vielleicht in kurzem durch einen im Erscheinen begriffenen 2. Band befriedigt werden.



Fehler der maßgebenden Instanzen vor. Es hätte zweifellos heilsamer gewirkt, wenn man dem Volke stets den furchtbaren Ernst der Lage klargemacht hätte, anstatt es mit inhaltsleeren Phrasen in fortdauerndem Siegesrausch zu erhalten. — Im Westen war der Kampf bei Verdun im Abflauen. Er hatte viel Blut gekostet. Die Lage unserer siegreich vordringenden Truppen war immer ungünstiger geworden. Und die Führer waren nur „mit halber Seele" bei der Sache. Der Gewinn stand nicht mehr im Einklang mit den Verlusten. Am gefährlichsten war die Lage in Wolhynien, wo der Hauptstoß der Russen nicht gegen den österr. Abschnitt, sondern, wie wir jetzt erfahren, gegen die deutsche Front gerichtet war. Daß der westliche Feind uns schon damals an allen technischen Hilfsmitteln, besonders auch an Flugzeugen, erheblich überlegen war, zeigte sich an der Somme mit erschreckender Deutlichkeit. Bei den österr. Truppen war ein bedenkliches Nachlassen ihrer Kampfkraft zu beobachten. Am Isonzo waren Görz und die Karsthochfläche von Doberdo verlorengegangen. Die Leistungen der Bulgaren ließen bedenklich nach. Die türkische Armee galt als „verbraucht". Hierzu kam, daß die Verbündeten fortdauernd aus Deutschlands Tasche zehrten, „in vielen Fällen ohne die nötige Gegenleistung". Die Anforderungen von Truppen, Kriegs- und Eisenbahnmaterial, von Kohlen, Geld und Lebensmitteln nahmen kein Ende und steigerten die Schwierigkeiten in bedenklichem Maße. „Die ganze ungeheure Last dieses Krieges lag auf unsern Schultern." Bei dem Eintritt Rumäniens in den Krieg schien daher eine Katastrophe unvermeidlich. Daß sie damals ausblieb, verdanken wir letzten Endes nur der Unentschlossenheit der rumänischen Generale (S. 194, 221).

Hieran schließt sich die Schilderung des weiteren Verlaufs des Weltkrieges bis zu L.s Rücktritt im Okt. 1918. Eine Fülle der interessantesten und wichtigsten Fragen wird hier behandelt. So u. a. die Kriegführung unserer Verbündeten, das Hilfsdienstpflicht-Gesetz (S. 259 ff.), die Unzulänglichkeit der Kriegsreichskanzler (S. 215, 293, 531, 565), unsere Ostpolitik und die polnische Frage (S. 313 ff., 351 ff., 416 ff., 426), die Volksstimmung und die Leitung der Presse, die russische Revolution.

Trotz der schnellen und gründlichen Siege des Generals v. Falkenhayn, dessen Truppen an Zahl dem Gegner bedenklich nachstanden, waren wir „in der Gesamtkriegführung schwächer geworden, war unsere Lage ungemein schwierig und ein Ausweg kaum zu finden" (S. 242).

In dieser Not erwartete die OHL allein von dem uneingeschränkten U-Krieg eine „günstig entscheidende Wirkung, spätestens bevor Amerika mit seinen Neuformationen in den Krieg eingreifen konnte, ohne den U-Krieg aber einen Zu-

sammenbruch des Vierbundes im Laufe des Jahres 1917" (S. 331). So wurde denn auf Drängen der OHL der unbeschränkte U-Krieg am 1. Febr. 1917 eröffnet. — S. 339 erörtert L. die Lage im Frühjahr 1917. Er kommt dabei zu dem Ergebnis: „Im April und Mai des Jahres 1917 hat uns trotz unseres Sieges in der Aisne-Champagne-Schlacht allein die russische Revolution vor Schwerem bewahrt." Diese Schilderung steht im Gegensatz zu dem Gutachten, das die OHL im April 1917 über die Folgen eines österr. Zusammenbruchs erstattet hat (S. Helfferich, Der Weltkrieg, III, S. 69; O. Czernin, Im Weltkriege, S. 198). Der Widerspruch bedarf noch der Aufklärung.

Um den Sieg zu sichern, forderte L. seit Sept. 1916 die „Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle Männer vom 15.—60. Lebensjahr und auf alle Frauen". Mit dem Gesetz selbst, wie es schließlich am 2. Dez. 1916 zustande kam, war er sehr unzufrieden (S. 261).

Der Krieg hat in seinem Verlauf die Notwendigkeit des Ineinandergreifens von Politik und Heerführung unwiderleglich dargetan. Diese Notwendigkeit tritt auch in den Ausführungen L.s klar und scharf hervor. Nicht minder in dem Buche des Generals v. Falkenhayn. Die OHL konnte sich ihr gar nicht entziehen. Sie mußte ihr, sehr häufig wider ihren Willen und ihre Absicht, folgen. Es fragt sich nur, ob das Verhältnis. wie es sich schließlich zwischen der politischen Leitung und der Heerführung herausbildete, die richtige Linie eingehalten hat. Diese Frage ist zu verneinen. Es kam tatsächlich so weit, daß die Reichsleitung völlig in den Hintergrund trat. Unter einem Bismarck hätte solcher Zustand niemals Platz greifen können. Es fehlte eben — und das war unser Verhängnis — die höhere Instanz, die, wie 1870/71, mit fester Hand die Gegensätze ausglich und die beständigen Reibungen zwischen den führenden Persönlichkeiten verhinderte oder auf ein erträgliches Maß zurückführte.

S. 547ff. schildert L. auch die Vorgänge am 13. u. 14. Aug. 1918 in Spaa. Der Staatssekretär v. Hintze gibt eine davon abweichende Darlegung. Sie findet sich in dem amtlichen Weißbuche: „Vorgeschichte des Waffenstillstandes" und in der Frankfurter Zeitung v. 22. u. 31. Jan. 1919. Ihr gegenüber stellt Ludendorff[1]) fest: „Die Verantwortung, daß die Vermittlung nicht zur Ausführung kam, liegt nicht bei der OHL, sondern bei Graf Burian und vornehmlich bei der Un-

[1]) Entgegnung auf das amtliche Weißbuch: „Vorgesch. des Waffenstillstandes". Heft 1: Ludendorff, Das Scheitern der neutralen Friedensvermittlung Aug./Sept. 1918. 56 S. Berlin, Mittler u. Sohn, 1919. M. 2.20. — Heft 2: Ders., Das Friedens- u. Waffenstillstandsangebot. 80 S. ib 1919. M. 2.75. — Heft 3: Ders., Das Verschieben der Verantwortlichkeit. 135 S. ib. 1919. M. 2.80.

fähigkeit unseres Auswärtigen Amtes, in dieser wichtigen Frage die Führung an sich zu nehmen, statt sie Österreich zu überlassen." Auch der an denselben Stellen gegen die OHL erhobene Vorwurf, daß sie in der Waffenstillstandsfrage ihre Meinung geändert habe und daß ihr die Verantwortung für den Zusammenbruch zuzuschreiben sei, wird von L. erfolgreich zurückgewiesen.

Endlich weist Ludendorff[1]) nach, daß die im französischen Gelbbuche veröffentlichte und ihm zugeschriebene Denkschrift, in der er am 19. März 1912 die Notwendigkeit der deutschen Heeresvermehrung betont, um Frankreich anzugreifen, weder von ihm, noch vom deutschen Generalstabe herrührt. —

Sind L.s „Erinnerungen" rein persönlicher Art und als eine Rechtfertigungsschrift anzusehen, so tritt in dem eindrucksvollen Buche des Generals v. Falkenhayn[2]) das persönliche Element in den Hintergrund. Das Werk behandelt die Zeit vom 14. Sept. 1914 bis 29. Aug. 1916, da der Vf. als Chef des Generalstabes des Feldheeres die Leitung der deutschen Heere und der gesamten Kriegführung in der Hand hatte. Daß er überhaupt den Mut gefunden hat, angesichts der unheilvoll verworrenen und verfahrenen Lage vor und nach der Marneschlacht das unglückliche Erbe des General-Obersten v. Moltke zu übernehmen, muß ihm als besonderes Verdienst angerechnet werden.

In musterhafter Klarheit und Übersichtlichkeit schildert der Vf., die Erinnerungen L.s vorteilhaft ergänzend, in 9 Kapiteln den „Wechsel in der Stelle des Generalstabschefs", die „Kriegslage Mitte Sept. 1914", die „Schlachten an der Yser und um Lodz" im Herbst 1914, die Zeit des „Stellungskrieges im Nov./Dez. 1914 bis zur Wiedereröffnung des Bewegungskrieges i. J. 1915", den „Durchbruch von Gorlice-Tarnow", die „Operationen gegen Rußland im Sommer und Herbst 1915" und die „Einstellung des unbeschränkten Unterseebootkrieges", die „Durchbruchsversuche im Westen und Herbst 1915" und den Feldzug gegen Serbien, die militärische und politische Lage um die Jahreswende 1915/16 und die „Schlacht 1916", d. h. den Angriff auf Verdun, den „russischen Entlastungsstoß", die „Österr.-Ungar. Offensive in Italien", die russische in Galizien, den Sommesturm u. a. Die Summe des hier niedergelegten neuen und wertvollen Tatsachenmaterials auch nur einigermaßen erschöpfend zu würdigen, müssen wir uns leider versagen im Hinblick auf den hier zur Verfügung stehenden

---

[1]) Ludendorff, Erich, Französ. Fälschung meiner Denkschrift von 1912 über den drohenden Krieg. Ein Beitrag zur „Schuld" am Kriege. 24 S. Berlin, Mittler u. Sohn, 1919. M. 1.20.

[2]) Falkenhayn, Erich v., Die Oberste Heeresleitung 1914—1916 in ihren wichtigsten Entschließungen. Mit 12 Karten. VIII u. 252 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1920. M. 23.—.

knappen Raum. Nur auf einige der wichtigsten Ergebnisse und Probleme sei kurz hingewiesen.

Zunächst auf die Frage nach der Leitung des Bundeskrieges. Sie war weder vor dem Kriege noch nach dessen Ausbruch zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn geregelt worden. Österreich ging daher, zum Schaden des Ganzen, häufig eigene Wege, bis infolge der daraus erwachsenen Unzuträglichkeiten die „förmliche Anerkennung der OHL als Oberster Kriegsleitung" durch alle Verbündeten angebahnt werden mußte.

Dann auf den Zweifrontenkrieg. Der Vf. vertritt mit vollem Nachdruck die Meinung, daß der Krieg — im Sinne des Grafen Schlieffen — im Westen offensiv geführt und entschieden werden müsse, zumal eine völlige Niederwerfung der Russen „bei der fast unbegrenzten Möglichkeit" für sie, „sich der endgültigen Waffenentscheidung beliebig lange zu entziehen", ausgeschlossen schien. Dem Generalstabschef waren die Operationen im Osten nur Nebenzweck.

Anders Hindenburg und Ludendorff. Nachdem der unter Moltke völlig verwässerte Schlieffensche Feldzugsplan infolge mangelhafter Durchführung an der Marne gescheitert war, erstrebten sie zunächst, und mit ihnen Conrad v. Hötzendorf, eine schnelle Vernichtung und Ausschaltung des östlichen Feindes, ein Ziel, das sie durch Umfassung zu erreichen suchten, während der Generalstabschef sich darauf beschränken wollte, die Russen durch frontalen Angriff zurückzuwerfen. Aus dieser Zwiespältigkeit grundlegender Auffassungen ergaben sich natürlich ernsthafte Reibungen. Sie werden hier meist nur angedeutet (S. 88 ff.). Auch Hindenburg berührt in seinem kürzlich ausgegebenen Buche den Streitfall nur ganz kurz. So wird die endgültige Entscheidung über die Richtigkeit beider Anschauungen einstweilen noch zu vertagen sein.

Mit Recht tadelt der Vf., daß der rechte Stoßflügel der Westarmee im entscheidenden Augenblick zugunsten des Ostheeres geschwächt worden ist. Über die Motive dieser auffallenden Maßnahme war man bisher im unklaren. Aus der eben erschienenen Schrift („Bis zur Marne 1914") des Generalleutnants Tappen, des Chefs der Operationsabteilung bei dem Generalstabe des Feldheeres, erfahren wir jedoch, daß die OHL die bis zum 25. Aug. 1914 an der ganzen Westfront durchgefochtenen Kämpfe „für die große, zu unseren Gunsten geschlagene Entscheidungsschlacht hielt". Sie wollte daher 6 Korps aus den Westheeren herausziehen und sie nach dem Osten senden, um dort gleichfalls die Entscheidung herbeizuführen. Unverständlich bleibt trotzdem, weshalb für diesen Zweck nicht die 6. oder 7. Armee bestimmt worden ist. Beide hatten sich in Elsaß-Lothringen nutzlos festgerannt, wo ohnehin Metz, Straßburg und die Breuschtallinie dem deutschen linken Flügel ausreichende Deckung boten.

Im weiteren wirft der Vf. die Frage auf, ob und inwieweit die Seekriegsleitung ihrer Aufgabe gewachsen war. Nach dem verlustreichen Seegefecht bei Helgoland (28. Aug. 1914) lehnte die Marine eine Offensive in die feindlichen Gewässer ab, da sie der Überzeugung war, bei unglücklichem Ausgange die Sicherheit der deutschen Küsten nicht mehr gewährleisten zu können. Das ist ein Grund, der nicht gerade überzeugend wirkt. Vielleicht hätten sich die Dinge anders entwickelt, wenn ein Seetaktiker von der Bedeutung des frühzeitig ausgeschalteten Grafen Baudissin die Leitung gehabt hätte. Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls hat die Marine die Hoffnungen, die man für den Kriegsfall auf sie gesetzt hat, nicht erfüllt, — trotz aller Heldentaten einzelner. Aus der Untätigkeit der Schlachtflotte erklären sich z. T. die Ereignisse in den ersten Novembertagen.

In der Betrachtung des Weltkrieges spielt das Kapitel „Der deutsche Generalstab“ eine außerordentliche Rolle. Daher ist jeder Beitrag, der dessen Tätigkeit, sein Wollen und Wirken aufhellt, dankbar zu begrüßen. Aus dem vorliegenden Werk erfahren wir (S. 18), daß des Generalstabs „Friedensberechnungen über die zahlenmäßigen Stärken der Gegner für die ersten Kriegsmonate weit hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben sind“. Und das ist geschehen, obwohl Frankreich die 3jährige Dienstzeit eingeführt hatte und in seinen Kolonien ganze Armeen aushob, obwohl Rußland seit 1905 sein Heer unaufhörlich vermehrte und mit Englands Beteiligung gerechnet werden mußte. Schwer verständlich ist ferner, daß der Generalstab die seit März 1914 im Gange befindlichen russischen Truppenbewegungen nicht richtig eingeschätzt und demnach das Eingreifen der Russen für einen viel späteren Zeitpunkt in Rechnung gestellt hat. Dem deutschen Militärbevollmächtigten und dem deutschen Generaladjutanten in Petersburg sind diese Dinge und die Tatsache, daß sibirische Truppen bereits im Juni 1914 in Kurland standen, doch nicht verborgen geblieben. Ebensowenig verstehen wir die Gründe, aus denen der Generalstab es unterlassen hat, die Bemühungen des österr. Generalstabes um den Ausbau der Rüstungen der Donaumonarchie zu fördern, daß er sich bis zum Kriegsausbruch, trotz Conrads Warnungen, mit der Hoffnung auf Italiens Mitwirkung getragen hat, und daß noch im Frühjahr 1914 in Rom neue Verabredungen für den Ernstfall getroffen worden sind. Wer die Entwicklung der Dinge, namentlich seit 1909, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, konnte unschwer voraussehen, daß auf Italien nur so lange zu rechnen war, als England neutral blieb.

Diese und ähnliche Einwendungen sucht neuerdings General v. Kuhl in seinem verdienstvollen Buche („Der dt. Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges“) auf das richtige Maß zurückzuführen.

Daß v. F. (S. 10) für das Kriegsministerium und seine Leistungen vor dem Kriege eine Lanze bricht, ist verständlich. Wir wissen, was Deutschland gerade ihm, dem letzten Kriegsminister im Voraugust, zu verdanken hat. Lediglich seiner Energie, seiner nüchternen und klaren Einschätzung der sich vorbereitenden Ereignisse ist es zuzuschreiben, daß die deutschen Heere nicht völlig ungerüstet in den Krieg gegangen sind. Ob aber seine Amtsvorgänger alles getan haben, um den Anforderungen des Generalstabes zu entsprechen, muß bezweifelt werden. Es darf hier u. a. an unser Feldgeschütz erinnert werden, von dem Sachkenner, wie General Rohne u. a., behaupten, daß es der französischen Feldkanone gegenüber im Nachteil gewesen und erst während des Krieges durch Neukonstruktion zu einer den modernen Anforderungen entsprechenden Waffe umgeformt worden ist. Auch der schon im Sept. 1914 sich empfindlich bemerkbar machende Mangel an Munition und Sanitätsmaterial und die gänzlich ungenügenden Luftstreitkräfte sprechen nicht zugunsten des Kriegsministeriums.

Einer der wichtigsten Entscheidungspunkte des Krieges lag in Mazedonien. Seit Okt. 1915 landete die Entente Truppen in Saloniki und machte das griechische Mazedonien zum Kriegsschauplatz. Die Heere der Mittelmächte, die eben Serbien niedergeworfen hatten, blieben an der griechischen Grenze stehen, anstatt, wie Bulgaren und Österreicher wollten, bis Saloniki vorzudringen und der Entente diesen Stützpunkt zu entreißen, der eine günstige Basis für unsere U-Boote gewesen wäre.

F. führt gegen diese Anschauung eine Reihe beachtenswerter, aber doch nicht völlig durchschlagender Gründe ins Feld (S. 134 ff.): Die OHL fürchtete, daß die Besitznahme Salonikis einen Feldzug gegen die Griechen zur Folge haben und Deutschland zwingen würde, auch noch dieses Land zu ernähren. Andererseits wurde eine starke feindliche Armee dauernd in Mazedonien gefesselt, und auf die unsichere „Haltung Bulgariens konnte es nur günstig wirken, wenn es sich ferner bedroht und verpflichtet fühlte“.

Viel umstritten ist und bleibt der von der OHL im Frühjahr 1916 eingeleitete „Angriff im Maasgebiet mit Richtung auf Verdun“. Sein Mißlingen, obwohl der Ort nach Hindenburg vorzüglich gewählt war, führt der Vf. auf den österreichischen Fehlschlag in Tirol zurück, auf die erfolgreiche Brussilow-Offensive (Juni 1916), die Fortschritte der Italiener am Isonzo (Aug. 1916) und den dadurch hervorgerufenen Eintritt Rumäniens in den Krieg (S. 226 ff.).

Der Ersatz F.s durch Hindenburg wurde besonders vom Kanzler betrieben. Auf die Beziehungen des Generalstabschefs zu diesem fällt überhaupt manches charakteristische Streiflicht. U. a. gab die politische Leitung dem amerikanischen

Botschafter im Frühjahr 1916 den Verzicht Deutschlands auf den unbeschränkten U-Krieg bekannt, ohne die OHL vorher von diesem Schritt in Kenntnis zu setzen. In ähnlicher Weise erfolgte über den Kopf von Tirpitz hinweg die „übereilte und unnötige“ Kriegserklärung an Rußland und Frankreich, die auf Deutschland das „Odium des Angreifers wälzte“.

Mit berechtigtem Mißtrauen erfüllten F. die Befreiung Polens (S. 232) und das Versprechen einer polnischen Hilfsarmee (S. 253).

Die äußere Veranlassung zum Wechsel in der Stelle des Generalstabschefs gab die Kriegserklärung Italiens und Rumäniens. Er erfolgte unter Umständen, die schwerlich allgemeine Billigung finden werden (S. 240/1).

Mit einer eindringlichen Schilderung der Kriegslage, der inneren Verhältnisse und einer dankenswerten vergleichenden Übersicht über die Stärkeverhältnisse schließt das gehaltvolle Werk.

Das den Büchern L.s und v. F.s beigefügte, instruktive Karten- und Skizzen-Material entspricht allen billigen Anforderungen. Dagegen lassen die Register, die aber wohl kaum auf das Konto der Vf. zu setzen sind, viel zu wünschen übrig.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

Ritter, Mor., Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft an führenden Werken betrachtet. 8°. XI u. 461 S. München, Oldenbourg, 1919. M. 18.—.

Wolf, Gust., Dietrich Schäfer und Hans Delbrück. Nationale Ziele d. deutsch. Geschichtschreibung seit d. franz. Revolution. 8°. V u. 168 S. Gotha, F. A. Perthes, 1918. M. 4.—.

Zwei Beiträge zum Werden der Geschichtschreibung: der 1., von dem einzelne Kapitel in veränderter Form bereits aus der „Histor. Zeitschr.“ bekannt waren, auf breitere Grundlage gestellt, der 2. ein Sonderproblem behandelnd. Zwar bietet auch R., der mit der Antike beginnt, bewußt bloß ausgewählte Abschnitte. Er gibt auch keine Systematik; aber indem er „aus der tatsächlichen Entwicklung der Geschichtswissenschaft ihre Ziele und ihre Methode“ zu ermitteln trachtet und für die wechselnden, als solche erkannte Epochen „den jeweils erreichten Stand durch Zergliederung und Beurteilung der maßgebenden Hervorbringungen“ durchweg auf Grund eigener Forschungsergebnisse darzulegen unternimmt, hat er doch nirgends wesentliche Züge im Ablaufe der Geschichtswissenschaft unbeachtet gelassen. Schwerpunkt und vorzüglichster Wert der R.schen Untersuchungen liegen zweifellos in den

sorgsamen kritischen, keine irgendwie wichtige Seite übersehenden Analysen von Werken und Verfassern, der Entstehungsbedingungen jener, des geistigen Habitus dieser. Nicht überall hat der Vf. es dem Leser leicht gemacht, ihm zu folgen; aber nirgends wird man ohne Förderung entlassen.

Wolfs Studie kann hier deshalb angefügt werden, weil auch in ihr, anders als die ersten Titelworte vermuten lassen, weniger die Gegensätze der historischen Einstellung seitens der beiden genannten Historiker als unter bestimmten Gesichtspunkten geschaute Richtlinien der deutschen Geschichtschreibung des 19. Jh. aufgezeigt werden, nach der Angabe des Vorwortes, um auch weiteren Interessentenkreisen die tieferen geschichtswissenschaftlichen Ursachen solcher Meinungsverschiedenheiten zu schildern. Den politischen Perioden seit der französischen Revolution werden die Ideen der deutschen Geschichtschreibung und die Absichten ihrer Träger unter Ablehnung irgendwelcher Vollständigkeit eingeordnet. Allerdings bilden Ritter und Wolf in der Behandlungsart ihres Gegenstandes selbst Typen der Geschichtschreibung; R. steht seinem Stoffe kühlen Gemütes gegenüber, W. argumentiert und pointiert einseitiger. Gerade darum aber, so glauben wir, wird W.s Arbeit Historikern auch dann lesenswert bleiben, wenn die besprochenen Fragen „längst ihr heutiges aktuelles Interesse eingebüßt“ haben.

Wien. Oskar Kende.

Wahle, Ernst, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit. Ein prähist.-geogr. Versuch. Mit 2 Karten u. 4 Tafeln. (Mannus-Bibliothek, hrsg. v. Gust. Kossinna, Nr. 15.) Gr. 8°. IX u. 216 S. Würzburg, Kabitzsch, 1918. M. 9.—.

Eine geographische Bearbeitung prähistorischen Materials erfordert genaue Kenntnis sowohl des geographischen als auch des archäologischen Gebietes. Der Vf. ist Geograph, beherrscht aber auch die prähistorische Methode, und deshalb konnte er obiges Thema mit Erfolg in Angriff nehmen. Es ist ein ganz neues Feld, das sich die geographische Wissenschaft hier gesucht hat, und auf dem sie der prähistorischen Forschung einen nicht hoch genug zu veranschlagenden Dienst leistet. Noch ist unsere Kenntnis der naturwissenschaftlichen und vorgeschichtlichen Verhältnisse unseres Erdteils nicht ausgebreitet genug, um eine Aufgabe, wie sie der Vf. sich gestellt hat, restlos lösen zu können. Aber was die Forschung bis jetzt erbracht hat, ist in der vorliegenden Arbeit mit Geschick verwertet, so daß sich uns ein Bild der allgemeinen geographischen Verhältnisse des jungneolithischen Ostdeutschland bietet, das der Wirklichkeit ohne Zweifel sehr nahe kommt. Der Vf. hat große Mühe aufwenden müssen, um das prähistorische Material zusammenzubekommen. Aber seine Mühe wird reichlich durch

die Anerkennung, die seine Arbeit finden wird, aufgewogen werden.

Unter „Ostdeutschland" begreift die Arbeit das Gebiet östlich der Linie Görlitzer Neiße—Odermündung. Sie mußte sich auf dieses Gebiet beschränken, da für die westlich dieser Linie gelegenen Teile Deutschlands zu wenig Unterlagen vorhanden waren. Die Zeitspanne, über die sie sich erstreckt, umfaßt die letzte Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends. Nach Erledigung einleitender Fragen, unter die auch der Hinweis auf die Methodik des neuen Zweiges der geographischen Wissenschaft und die Nachweisung der Quellen fällt, behandelt der Vf. folgende Hauptabschnitte: I. Die feste Erdrinde. II. Das Gewässernetz. III. Klima, Pflanzenwelt, Tierwelt. IV. Der Mensch. Im 1. Abschnitt nimmt naturgemäß die durch die glaziale Ablagerung und postglaziale Umbildung geschaffene Oberflächenform der einzelnen in Frage kommenden Gebiete sowie die Entwicklung der Küste in jungneolithischer Zeit den größeren Raum ein. — Der 2. Abschnitt erörtert eingehend die Entstehung des Gewässernetzes und die Bildung und spätere Umänderung der Urstromtäler. — Der 3. Abschnitt bringt die Feststellung, daß das Klima der jungneolithischen Zeit wärmer war als das heutige und weniger niederschlagsreich, daß nach der postglazialen Einwanderung der Pflanzenwelt drei Vegetationsformen zu unterscheiden sind (offenes Land, geschlossener Wald, Lichtungen), und daß sich die Tierwelt in der Nacheiszeit teils aus natürlichen Ursachen, teils unter dem Einfluß des Menschen geändert hat. Endlich erörtert der Vf. noch, wie sich die Erscheinungsformen in Klima, Flora und Fauna auf die einzelnen Gebiete verteilen. — Der interessanteste und für die historische Forschung wichtigste Abschnitt ist der 4., der die frühneolithische Besiedelung Ostdeutschlands hervorhebt, den Unterschied zwischen Süd- und Nordgermanen erörtert und dann auf die wirtschaftlichen Verhältnisse, Handel, Verkehr und Niederlassungen näher eingeht, getrennt nach den Gruppen Nord- und Südgermanen, und auch die geistige Kultur der Bewohner einer Beurteilung unterzieht.

Anhangsweise ist beigefügt ein ausführlicher Fundkatalog, eine Zusammenstellung der pflanzlichen und tierischen Funde und die Beschreibung einer besonderen Fundstelle (Lassek-Luban im Kreis Posen-West). Die Karten und Tafeln bilden eine wichtige Ergänzung der Darstellung. Wir haben hier eine auch für die prähistorische Wissenschaft bedeutungsvolle Arbeit vor uns, die in wissenschaftlichen Kreisen sicher mit Aufmerksamkeit gewertet werden dürfte.

Müllheim (Baden). Emil Herr.

Friedländer, Ludw., Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine. 9. neubearbeitete u. verm. Aufl., besorgt von Georg Wissowa. 1. Bd. XXXIII u. 488 S. Leipzig, Hirzel, 1919. M. 36.30.

Mit Recht betont der Hrsg. der 9. Aufl., daß F.s berühmte Sittengeschichte Roms — über die 8. Aufl. vgl. „Mitteilungen", Bd. 40, S. 269ff. (1912) — nicht nur ein vortreffliches Handbuch ist, sondern daß sie einen selbständigen schriftstellerischen Wert besitzt, der ihr neben der „Römischen Geschichte" Mommsens und der „Kultur der Renaissance" Burckhardts einen dauernden Platz in der Literaturgeschichte sichert. Unzählige haben seit ihrem ersten Erscheinen (1861) aus ihr Belehrung über die kulturgeschichtlich so interessante Kaiserzeit geschöpft, und wenn F. seinem Werke den Titel „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms" gegeben hat, so ist es doch sicher, daß er, soweit dies heute möglich ist, eine wirkliche Kulturgeschichte der ersten beiden Jhe. unserer Zeitrechnung geschrieben hat. Unter diesen Umständen hat es W. mit richtigem Takte abgelehnt, den Text umzuarbeiten; wie schmerzlich berührt es jeden Bewunderer der Burckhardtschen „Kultur der Renaissance", daß der Hrsg. in den neueren Auflagen nicht davor zurückgescheut ist, das Meisterwerk durch Umgestaltungen und Einschübe zu verunstalten. Friedländers „Sittengeschichte" hat wie Erwin Rohdes „Psyche" ein Recht darauf, in der Fassung seines Schöpfers der Nachwelt weiter erhalten zu werden. So beschränkte sich W. darauf, den wissenschaftlichen Apparat durch Nachprüfung jedes Zitates und Hinzufügung vieler Nachweise und der neu erschienenen Literatur auf der Höhe zu halten. Und überall kann man in den Anmerkungen seine bessernde Hand spüren, wie es von ihm, einem der kenntnisreichsten Forscher auf dem Gebiete der römischen Kultur, nicht anders zu erwarten war. Dagegen hat er die wissenschaftlichen Anhänge in einen gesondert käuflichen Schlußband verwiesen und im Zusammenhang damit einige Umstellungen vorgenommen. So sind in den vorliegenden Band die Abschnitte über das Verkehrswesen und die Reisen der Touristen aus dem 2. Bande herübergenommen worden.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, hier eine Würdigung des so weit verbreiteten Werkes oder eine Übersicht über seinen Inhalt zu geben. Doch will ich für Fernerstehende darauf hinweisen, daß der 1. Band, nach der Schilderung der Stadt Rom (S. 1—31), die Zustände am Hofe (S. 32—102), die drei Stände (S. 103—237), den geselligen Verkehr (S. 238—264), die Frauen (S. 265—315), das Verkehrswesen (S. 316—388) und die Reisen der Touristen (S. 389—488) behandelt. Schon dieser kurze Hinweis zeigt jedem, der sich mit der Kultur der ersten Kaiserzeit beschäftigen will, welche reiche Belehrung

und Anregung der Band bietet. Wir wünschen, daß recht bald auch die übrigen Bände erscheinen, damit der „Friedländer" in absehbarer Zeit wieder vollständig in zeitgemäßem Gewande vorliegt.

Berlin-Halensee. Fritz Geyer.

Arldt, Th., Germanische Völkerwellen und die Besiedlung Europas. 8⁰. 226 S. Leipzig, Dieterich, 1917. M. 5.—, geb. M. 6.—.

Arldt ist ein Schüler Ratzels und bekannt durch sein Werk „Völker Mitteleuropas". Das vorliegende Buch behandelt die Verbreitung der „Germanen" im Sinne der Angehörigen der nordischen Rasse, der Träger der indogermanischen Sprachgemeinschaft, deren Heimat nach A. im Ostseegebiete liegt. Die Wanderungen dieser Nordrasse, die Beziehungen zu den Semiten, Karern-Chethitern, den Griechen, Römern, Persern, Kelten, Deutschen, Slawen, Normannen, den Kolonisatoren im Osten Deutschlands und über See werden behandelt. Der Vf. ist aber zu wenig anthropologisch und philologisch vorgebildet, um wissenschaftliche Beweise zu finden; das Buch ist wohl mehr für interessierte Laien geschrieben. Ich bedauere diesen Mangel, zumal ich in manchen Behauptungen mit A. übereinstimme. Das Ergebnis seiner geistreichen Studie ist die Zuversicht, daß dieser germanische Einschlag in die Kulturmenschheit auch in Zukunft nicht zu missen ist.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

Brandi, Karl, Deutsche Geschichte. Gr. 8⁰. XIV u. 295 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1919. M. 10.50, geb. M. 12.—.

„An guten Darstellungen der allgemeinen und der deutschen Geschichte ist kein Überfluß." Dieses Wort, bescheiden in den Anmerkungen dieser neuesten deutschen Geschichte verborgen, verdiente an die Spitze des Vorwortes gestellt zu werden. Wem Schäfers Bände in dem schnellen Fluß der den gewaltigen Stoff fast zu sehr zusammendrängenden Erzählung zu schwere Kost, wem Einharts Darstellung zu einseitig zweckpolitisch, der sah sich ratlos um und griff leicht zu wissenschaftlich nicht einwandfreien oder gar seichten Kompilationen. Brandis neue deutsche Geschichte ist nicht für den Fachgelehrten, sondern für den geschichtlich interessierten Laien geschrieben. Ihre Meisterschaft liegt in der Auswahl des Stoffes. Fern von den Stätten wissenschaftlichen Forschens, mitten im größten geschichtlichen Ereignis stehend, hat der Vf. den scharfen Blick für das Wesentlichste des deutschen Werdeganges, den Maßstab für die Einschätzung der im Großen wirkenden Kräfte empfangen. So mag man in Einzelheiten andrer Meinung sein. Aber dem Leser, für den das Werk gedacht ist — es ist ent-

standen aus Frontvorträgen —, gibt es das Verständnis für unsre Vergangenheit und lehrt, ohne lehrhaft zu sein, die Gegenwart begreifen. Auch die Gegenwart, die der Vf. bei Abschluß seiner Arbeit noch nicht kannte, die ihm selbst vielleicht den Mut der Vollendung genommen hätte.

Ein Beispiel möge die Art der Darstellung veranschaulichen. Auf knapp einer halben Seite wird die Eingliederung des Sachsenlandes in das Frankenreich Karls des Großen geschildert. Ohne alle Schlachtennennung, kaum daß Widukind und das Verdener Blutbad erwähnt werden. Auf der Planmäßigkeit des Vorgehens liegt der Nachdruck. Dann der Abschluß: „Die Sachsen begriffen, daß die fränkische Kraft nachdrücklich und das fränkische Christentum im Grund eine gütige Macht war.“ Der erste Teil dieses Satzes ist klar, beim zweiten stutzt man. Gewiß trat der einzelne Sachse über, weil er die Macht des Christentums empfand. Die Güte wohl kaum. Und doch ist das damals nicht Empfundene eine unbewußte Triebkraft gewesen, die der Historiker hier in zusammenfassender Wertung als Gesamturteil einsetzen darf.

Durch diese Ausschaltung irgend entbehrlicher Einzeltatsachen und Erörterungen, die das Gedächtnis belasten und den Laien beschweren, ist der Raum gewonnen für eingehendere Aufweisung großer Entwicklungslinien. Ich erwähne hier nur das Werden der Stadt und des Bürgertums, die Ausbildung der Landeshoheit und aus den späteren Abschnitten etwa die Gestaltung des Wechselverhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich. Neues wird der Fachmann darin nicht suchen; aber auch er wird erquickt durch die ruhige Klarheit der Zusammenhänge. Im allgemeinen wird man sagen, daß in der ersten Hälfte bis etwa zum Ausgang der Reformation der Wissende tiefer geschürfte Anregung empfängt, während die weiteren Abschnitte durch das leichtere Räsonnement dem Laien lebendigeres Verständnis vermitteln. Auch der letzte Teil „Weltpolitik und Weltkrieg“ verliert keinen Augenblick die Ruhe des geschichtlichen Urteils. Man möchte ihn sogar fast den quellenmäßigsten nennen. Auch die Darstellung der kriegerischen Ereignisse greift so tief wie möglich in das Wesen des Geschehenen hinein. Hier hat eigenes Erleben dem Vf. die Wertmaßstäbe in die Hand gegeben. Nur in der Schilderung unserer auswärtigen Politik während der Kriegsjahre fände man gern Urteile, die heute schon historisch feststehen. Die innere ist kaum gestreift. Denn das Werk schließt ab mit dem ersten Unheilstag der Gegenwart, dem 5. Okt. 1918. Wenige Tage nach der Vollendung der letzten Zeilen trat an dem dunkelsten Tag, den die deutsche Geschichte kennt, die Katastrophe ein. Ihr Verständnis wird in einer Neuauflage die Erörterung unsrer inneren Entwicklung während des Krieges unvermeidlich machen. Möge sie recht bald kommen!

Denn niemals tat unserem Volke geschichtliches Verständnis mehr not als in diesen Tagen völligen Neuanfangs. Nur an der Hand der Geschichte können wir uns zu uns selbst zurückfinden. „Die Erfahrung aller Zeiten lehrt“, so betont Br. zum Schluß, „daß Friedenswille und Friedenssehnsucht niemals die Wiederkehr schwerer Kriege hintangehalten haben, und weder heilige Allianzen, noch Völkerbünde werden daran etwas ändern.“ Das ist die geschichtliche Lehre für die Führung der äußeren Politik. Für den einzelnen Deutschen aber gilt sein letztes Wort: „Erziehung zur Persönlichkeit ist die letzte Mahnung deutscher Geschichte.“

Hannover. Gerhard Bonwetsch.

Kern, Fritz, Quellen zur Geschichte der mittelalterlichen Geschichtsschreibung. 1. Bd.: Geschichtsschreiber des frühen Mittelalters. 8°. VI, 89 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1915. M. 1.80.

Die Sammlung verfolgt den Zweck, Wichtigstes aus der Quellenüberlieferung des Frühmittelalters auszuwählen und durch Mitteilung einzelner Kapitel oder Sätze zur Kenntnisnahme des Ganzen anzuregen. Die Auswahl, der man es wohl anmerkt, daß sie ein guter Kenner und ein kluger und findiger Kopf getroffen hat, setzt mit vollem Recht mit Zeugnissen aus der Patristik ein. Der Auswahl aus der Civitas Dei Augustins ist der verhältnismäßig größte Raum ausgespart. In der folgenden Reihe erscheinen Gregor von Tours, Papst Gregor I., Beda, Paulus Diaconus, Nithard einfach selbstverständlich, und bei anderen kann selbst die aufzunehmende Stelle nicht zweifelhaft sein: aus der Vita Severini die berühmte Einkehr des jugendlichen Glücksritters Odovakar in der Zelle des Mönches, aus Willibalds Vita Bonifatii die Erzählung des Martyriums, aus Einhard die berühmte Schilderung der Persönlichkeit Karls des Großen. In anderen Fällen kann man zweifelhaft sein. Aus dem Liber Pontificalis beispielsweise würde ich statt der Vita Konons die Leos I. vorziehen als das viel lehrreichere Beispiel, wie sich der alte Papstkatalog allmählich zur Lebensbeschreibung ausbaut.

Ein billiges Vergnügen wäre es, Vorschläge zu einer weiteren Auffüllung der Sammlung zu machen, doch die Knappheit des Rahmens soll und muß auch bei allen weiteren Auflagen ein wesentlicher Vorzug des Büchleins bleiben. Für einen Vorschlag bitte ich aber schon bei der 2. Auflage um geneigte Berücksichtigung. Mit Regino von Prüm schließt das Büchlein auf S. 89 und läßt noch wenige Zeilen frei; 6 Zeilen faßt zum J. 900 der Bericht derselben Quelle über

die erste Krönung eines deutschen Königs. Seine Aufnahme gäbe der Auslese den denkbar besten Abschluß.

Berlin. Michael Tangl.

Laux, Johann Joseph, Der heilige Kolumban, sein Leben und seine Schriften. Mit 7 Bildern. 8°. XV u. 290 S. Freiburg i. Br., Herder, 1919. M. 6.80, kart. M. 7.80.

Das Buch bringt keine neuen wissenschaftlichen Ergebnisse. Es schildert zusammenfassend das Leben des heil. Kolumban und berücksichtigt dabei die historischen Ereignisse jener Zeit in eingehender Weise. Hauptquelle ist die Vita, wobei der Vf. sich als genau vertraut mit der neueren Literatur über diese erweist. Die Schriften des Heiligen — Mönchsregel, Bußbuch, Briefe und Gedichte — sind in die Erzählung verflochten. Es ist für einen größeren, in erster Linie katholischen Leserkreis bestimmt, denn an den zahlreichen Wundergeschichten wird nur vereinzelt Kritik geübt. Es ist aber zu begrüßen, daß durch solche Bücher die Bedeutung der irischen Missionare für die Entwicklung des europäischen Geisteslebens und die Kenntnis der frühmittelalterlichen Geschichte weiter verbreitet wird. Die trefflichen Abbildungen — Wiedergabe von Handschriftenseiten, des sog. Tutilo-Reliefs und des ältesten Grundrisses des Klosters St. Gallen — tragen dazu bei.

Berlin. F. Schillmann.

Schmeidler, Bernh., Hamburg-Bremen und Nordost-Europa vom 9.--11. Jh. Krit. Untersuchungen z. Hamburg. Kirchengesch. d. Adam von Bremen, zu Hamburger Urkunden usw. Mit 2 Lichtdrucktafeln. XIX u. 363 S. Leipzig, Dieterich, 1918. M. 16.—.

Die vorliegende umfassende Arbeit ist eine Ergänzung der Adam von Bremen-Ausgabe des Vfs. und will das dort Gebotene näher begründen. Im 1. Teil beschäftigt der Vf. sich mit den Handschriften und erörtert eine Reihe von Einzelfragen zu ihrer Gruppierung. Der spröde Stoff gibt unter der Hand Schm.s wichtige Ergebnisse her, und auf diese Darstellung des Verhältnisses der einzelnen Handschriften zueinander wird bei jeder Beschäftigung mit Adam zurückzugreifen sein. Auf Einzelheiten einzugehen, würde hier zu weit führen. Ich hebe aus diesem Teil des Buches nur das 5. Kapitel hervor, in dem „Adam als Schriftsteller“ eingehend gewürdigt wird. Wichtig ist die Feststellung, daß Adam nicht davor zurückscheut, die Darstellung recht nach Belieben zu gruppieren und zu färben, zugunsten seines teuren Hamburg-Bremen und von dessen Erzbischöfen, zuungunsten anderer Personen. Ebenso ist der Nachweis wichtig, daß in einem besonderen

Fall Adam der übertreibenden Tradition der Hamburg-Bremer Geistlichkeit ziemlich kritiklos gefolgt ist, und daß somit bei den meisten Nachrichten auch der späteren Zeit über Hamburg nicht geringere Vorsicht bei der Annahme nötig sein wird.

Der 2. Teil der Arbeit ist „Sachuntersuchungen" gewidmet. Im 1. Abschnitt befaßt sich Schm. mit Hamburger Urkunden und im 1. Kapitel wiederum mit Papsturkunden. Die Fälschung der Urkunden Gregors IV. und Nikolaus' I. für Hamburg, vermutlich durch Adalbert, bildet die erste Abhandlung. Hier kommt der Vf. zu dem Resultat, daß die falschen Teile vor allem des Nikolausprivilegs (und das ihnen entsprechende Sätzchen der Gregorurkunde) auf einen Hamburger Erzbischof als Urheber in einer Lage schließen lassen, wie das alles dem Stil, der Gesinnung und der Lage Adalberts nach 1066 entspricht. Die 2. Abhandlung beschäftigt sich mit der Urkunde Agapets für Hamburg und ihrer Verfälschung, die 3. mit der doppelten Verfälschung der Urkunde Johanns XV. für Hamburg, woran sich eine Betrachtung über Adam von Bremen und die falschen Hamburger Papsturkunden schließt.

Im 2. Kapitel dieses Teiles wird der bisherigen Untersuchung der Papsturkunden die der Kaiserurkunden gegenübergestellt und mit einer Betrachtung der falschen Signumzeile in der Urkunde Karls des Großen für Bremen begonnen. Hier ist das Resultat wichtig, daß, wenn irgend jemand mit Grund, so nach den Überlieferungsverhältnissen am ehesten Adam als derjenige bezeichnet werden kann, der die anstößigen Worte in die Signumzeile gebracht hat. Als 2. Abhandlung schließt sich hier die Untersuchung der Fälschung der Gründungsurkunde Ludwigs des Frommen für Hamburg und der ersten Fälschung der Urkunde Gregors IV. an.

Im 3. Kapitel werden die historischen Ergebnisse der diplomatischen Untersuchungen zusammengefaßt, im 4. Privaturkunden untersucht; hier ergibt sich das wichtige Resultat, daß in Deutschland im 11. Jh. Privaturkunden mit subjektiv gefaßten, reihenmäßig geordneten Unterschriften, die teils Urheberschaft, teils Zustimmung, teils Zeugenschaft an der Urkunde bedeuten, mehrfach vorkommen. — Ein angefügter Exkurs beschäftigt sich mit einer verlorenen Urkunde Adalberts.

Im 2. Abschnitt dieses Teiles werden Untersuchungen zur nordischen und wendischen Geschichte geboten. Von den ersteren sei besonders die über das Todesjahr des Svend Estridsen hervorgehoben, die zu dem Ergebnis kommt, daß kein Grund vorhanden sei, bei genauer Erwägung und Prüfung aller Quellen, die einstimmige und widerspruchslose Aussage aller guten alten dänischen Quellen, König Svend Estridsen sei am 28. April 1074 gestorben, zu verwerfen. Aus der Untersuchung über die Ehe des Svend Estridsen ist das Ergebnis hervorzuheben, daß der bereits gealterte König, der

Besitzer vieler Nebenfrauen und Vater zahlreicher Kinder, in seinem Alter keine echte Ehe mehr eingegangen ist. Die anderen Ehen, die ihm zugeschrieben werden, beruhen auf Mißverständnissen.

Über Adam von Bremen und die Könige von Schweden um 1075 wird dann noch bemerkt, daß das letzte zeitlich bestimmbare Ereignis, dessen in den Adamschen Scholien gedacht wird, um 1075—1080 sich begeben hat. — Aus den im nächsten Kapitel angestellten Untersuchungen zur wendischen Geschichte sei auf die über die Fürsten der Obotriten im 10. und 11. Jh. hingewiesen und über die zur Lage von Rethra, dem Heiligtum der Redarier am Tollensesee. Hier ergibt sich als Resultat, daß der Nonnenhof und die Fischerinsel in dem Seengebiet der Tollense und der Lieps zusammen die engere Stätte des ehemaligen Rethra bezeichnen.

Überblicken wir noch einmal das ganze Werk, von dessen Fülle an Material wir einen schwachen Ausschnitt zu geben versuchten, so sei zunächst die Feststellung gemacht, daß mit fast unglaublich scheinendem Fleiß und feinster methodischer Schulung hier die Forschung einen wesentlichen Schritt vorwärts getan hat. Wer auch immer sich mit dieser Periode zu beschäftigen haben wird, kann an diesen Untersuchungen nicht vorbeigehen und wird sich mit ihnen abzufinden haben. Der Vf. hat selbst die große Schwierigkeit empfunden, einen so spröden und diffusen Gegenstand lesbar darzustellen. Was aber hier der Form nach nicht erreicht werden konnte, wurde durch die Tiefe und Schärfe der Untersuchungen ausgeglichen. So ist denn ein Werk entstanden, auf das die deutsche mittelalterliche Forschung mit Stolz blicken kann.

Breslau. Willy Cohn.

Ehrismann, Gust., Studien über Rudolf von Ems. Beitr. z. Gesch. d. Rhetorik u. Ethik im Ma. (Sitzungsber. d. Heidelberger Akad. d. Wissensch. Philosoph.-hist. Kl. Jahrg. 1919. Abh. 8.) 8°. 116 S. Heidelberg, Winter, 1919. M. 4.—.

Ehrismann legt wieder eine seiner bedeutsamen Veröffentlichungen zur Geistesgeschichte des deutschen Ma. vor. Gleich Schönbach betont er den hohen Wert der lateinischen Literatur für die mittelhochdeutsche Poesie und Prosa und zeigt, wie sehr die traditionelle Schullehre der Rhetorik und Stilistik auf die Epigonendichtung eingewirkt hat. Gerade Rudolf von Ems, der bewußte Formalist, bietet ein Musterbeispiel für derartig nachahmendes und nachbildendes Schaffen; an seinen Prologen läßt sich die Einwirkung der antiken Rhetorik exemplifizieren, die durch das Medium der mittellateinischen Schul- und Predigtliteratur zu den höfischen Dichtern, die größtenteils wenigstens eine niedere Schule und mit ihr das

Trivium durchgemacht hatten, gelangt ist. Aber neben philologischen und textkritischen Ergebnissen ist die Arbeit auch für die allgemeine Geistesstruktur des deutschen Ma. ungemein ergiebig. Wertvolle Bemerkungen über höfisches und mönchisches Bildungsideal, über ritterliche Ethik und mittelalterliche Kunstauffassung beleuchten das deutsche Geistesleben im 13. Jh. und halten sich infolge der gründlich fundierten, auf wirklichem Studium der zeitgenössischen Literatur und Kunst beruhenden Grundlagen fern von Konstruktionen wie der des heutzutage so beliebten „gotischen Menschen", der ein schemenhaftes Abstraktum dichtender, aber nicht denkender Historiker bleibt. Echte „Philologie", d. h. Wissenschaft vom geistigen Leben, hat hier geschaffen und läßt — auf Grund der anderen gleichgearteten Arbeiten E.s — von der versprochenen „Mittelhochdeutschen Literaturgeschichte" das Beste erhoffen.

Hannover. Wolfgang Stammler.

---

v. Hofmann, Walter, Forschungen zur Geschichte der kurialen Behörden vom Schisma bis zur Reformation. Bd. 1: Darstellung. Bd. 2: Quellen, Listen u. Exkurse. (Bibliothek des Kgl. Preuß. Histor. Instituts in Rom. 12. u. 13. Bd.) 8°. XII u. 329, VIII u. 295 S. Rom, Loescher u. Co. (W. Regenberg), 1914. M. 24.—.

Dieses Buch beruht auf einem ursprünglich als Berliner Dissertation auf Anregung von M. Tangl entstandenen und 1904 in einem Kapitel IV des I. Bandes („Die Praxis der Amterbesetzung und ihre Folgen") entsprechenden Teildruck erschienenen Entwurf. Es hat seine jetzige Gestalt nach umfassender Durcharbeitung der römischen Archive und Bibliotheken erhalten und bedeutet mit den sorgsamst durchgearbeiteten Ergebnissen langjähriger gründlicher und mühevoller Forschung eine wertvolle Bereicherung der Literatur zur kirchlichen Verwaltungsgeschichte der Vorreformationszeit. Der zu früh heimgegangene Vf., der sein Werk noch zum Abschluß bringen konnte, ehe der Krieg ihn für eine andere Tätigkeit in Anspruch nahm, hat sich damit ein bleibendes Denkmal geschaffen. Er will „an der Geschichte eines der großen Behördenzweige, der päpstlichen Kanzlei, unter Heranziehung paralleler Erscheinungen in den übrigen Behörden, die inneren Gründe aufdecken, weswegen es trotz aller Reformversuche nicht gelang, dem Auflösungsprozeß Einhalt zu tun", der in der schweren Krisis der päpstlichen Verwaltung während der inneren und äußeren Wirren des großen Schismas (1378 – 1417) seinen ursprünglichen Nährboden hatte. Gab unter Urban VI. (1378—1389) der Mangel einer fest eingewurzelten Tradition, weil die Leiter der großen Behörden sofort zum Gegenpapst

übertraten, Anlaß zu manchen Mißständen, so war es unter Bonifaz IX. (1389—1404) mit „seiner ziemlich skrupellosen Finanzpolitik" mehr „bewußte Mißachtung der geltenden Ordnungen, die tief in Mißbräuche hineinführte": „die Einführung der Käuflichkeit für eine Anzahl von Ämtern, die Ämterkumulierung in einer Person, die Umgehung der ordentlichen Behörden, z. B. der Kanzlei, bei vielen Verleihungen und Ausstellungen von Bullen, die mißbräuchliche Verwendung des Sekretariats." Während das scharfe Urteil des Zeitgenossen Dietrich von Nieheim über Johann XXIII. begründeten Bedenken unterliegt, handelt es sich unter Bonifaz IX. nach dem Vf. zweifellos um eine sehr weitgehende, von oben eingeleitete Korruption, die große Teile und fast alle Schichten der Beamtenschaft ergriff und ihre Nachwirkungen auf die nächsten Pontifikate erstreckte. Eine Reihe von Mißbräuchen hat sich dann „durch die ruhigeren Zeiten, in denen sie weder durch die politischen Ereignisse noch durch finanzielle Bedrängnisse gerechtfertigt werden konnten, in die Periode fortgeschleppt, in welcher der Geist weiser Mäßigung und strengen Rechtsgefühles die verantwortlichen Stellen in der Verwaltung verließ und nun nicht mehr das Hemmnis gegen die zersetzenden Tendenzen von unten bildete". Die Verwaltungspolitik des mit großen Erwartungen begrüßten Eugen IV. (1431—1447) insbesondere hat, anstatt die geforderten Reformen zu fördern, „vielmehr dazu beigetragen, die bestehenden Verhältnisse zu sanktionieren und damit eine Reihe von folgenschweren Mängeln, die der Verwaltung anhafteten, gewissermaßen dauernd einzubürgern". „Punkt für Punkt der auf dem Konstanzer Konzil gegen die päpstliche Verwaltung der letzten 30 Jahre erhobenen Anklagen treffen auf die Zustände 80 Jahre später zu. Die Gebrechen, an denen die Kurie seit der 2. Hälfte des 15. Jh. dauernd krankte, sind in vollem Sinne eine Erbschaft der Schismazeit", während vorher in Avignon das aus der Praxis heraus entstehende Gewohnheitsrecht sich im allgemeinen bewährte, weil damals noch „ein strenger disziplinärer Geist die Beamtenschaft beherrschte und feste Grundsätze die Leitung beseelten". Mit Pius II., Enea Silvio Piccolomini (1458—1464), beginnt „die eigentliche Ära umfassender Reformprogramme", „die alle einen ernsthaften Anlauf nehmen und in breitester und scheinbar gründlichster Weise die gesamte Verwaltung in Ordnung zu bringen sich zum Ziel setzen", schließlich aber alle, von Einzelheiten abgesehen, an den innern und äußern Reibungen infolge der vielen persönlichen und politischen Gegensätze an der Kurie, namentlich innerhalb des einer geschlossenen Reformpartei mit festen Traditionen und klaren Zielen ermangelnden Kardinalskollegs, scheitern. Die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich hierbei immer wieder ergaben, „können einzig

in der Finanzpolitik gelegen haben, verbunden mit einem grundsätzlichen Widerstreben, die in einer langen Entwicklung errungenen Rechte des Papstes zu kürzen". „Seit Sixtus IV. sind alle Ämterkreierungen Zwangsanleihen der Kammer gewesen, die zumeist nur sehr eng begrenzten Zwecken der päpstlichen Territorialpolitik gedient haben." „Solange jede Remedur das finanzielle Gleichgewicht des Budgets, das ohnehin nur mit Mühe balanciert wurde, ins Wanken zu bringen drohte, konnte es sich selbstverständlich um eine gründliche Reorganisation niemals handeln." „Die Disziplinlosigkeit der kurialen Beamtenschaft ist eine direkte Folge der Finanzpolitik der Päpste", die auch durch die „ungewöhnliche Privilegierung aller Kurialen diese in der Hauptmasse doch subaltern zu nennenden Beamten zu einem kirchlich außerordentlich bevorzugten Stande gemacht" hatten. „Solange die päpstliche Kasse von den steigenden Ämterpreisen Nutzen zog, waren Taxüberschreitungen nicht zu vermeiden, ja wurden sie fast autorisiert." „Erst die Wirkungen der Reformation veranlaßten Papst Paul III., nicht nur eine ernsthafte Untersuchung in die Wege zu leiten, sondern auch jahrelang trotz des heftigen Widerstandes der Beamten eine befriedigende Lösung anzustreben." Aber als die alte Kirche einsah, „was sie ihrer Autorität mit ihrem Zögern und Vertagen vergeben hatte", war es zu spät. „Die große Verwaltungsreform ist tatsächlich erst im Anschluß an das tridentinische Konzil begonnen worden, in vollem Umfang nicht einmal sofort danach zur Durchführung gelangt" und hat auch dann „längst nicht alle während dieser ganzen Periode des Niedergangs aufgestellten Forderungen erfüllt". Für die Mißstände trifft die volle Verantwortung die leitenden Stellen, die „direkt oder indirekt durch ihre unheilvolle Politik die Tätigkeit der Verwaltung auf das ungünstigste beeinflußt" und in der Folge „nicht mehr die Kraft besessen" haben, „mit einschneidenden Reformen an der einzig gegebenen Stelle bei sich selbst, d. h. in capite, einzusetzen". Der schlechte Ruf der Kurie und ihrer Käuflichkeit war grundsätzlich begründet. „Der mangelnde Wille und die Unfähigkeit, die nötigen Reformen einzuführen, verschärften den Unwillen gegen die Stellen, die sich ihrer wachsenden Verantwortung nicht bewußt wurden." „Trotzdem ist die geistige Krisis, die sich verbreitete, dadurch wohl kaum hervorgerufen, sondern nur beschleunigt worden. Die Mißstände der Verwaltung gaben nur den äußeren Anstoß zu ihrem Ausbruch; sie tragen die Schuld, daß die Erschütterung eine so allgemeine und tiefe geworden ist."

Im einzelnen behandelt der I. Band „die Leitung der Kanzlei" (S. 18—55), „Ausscheidung einzelner Ämter aus der Kanzlei" (S. 56—108), „die Entstehung der Vakabilistenkollegien" (S. 109—161), „die Praxis der Ämterbesetzung und

ihre Folgen" (S. 162—242; hier auch über den Anteil der deutschen und der anderen Nationen an den kurialen Ämtern), „Beamtenbesoldung und Taxwesen" (S. 243—303). Der II. Band bringt „Urkunden und Regesten zur kurialen Behördengeschichte" 1380—1540 (S. 1—68), „Beamtenlisten" (S. 69—124), „Exkurse" (auch Abdruck wichtigerer Texte, S. 125—226) und „Analekten zu den Reformarbeiten der Päpste" Johann XXIII., Pius II., Sixtus IV., Alexander VI., Leo X., Hadrian VI. und Paul III. (mit manchen Textabdrucken, S. 227—252), dazu Nachträge und Ergänzungen, wie sie bei einer solchen Arbeit nie ausbleiben können, und gute Register, die das Werk als Nachschlagebuch bequem benutzbar machen. Eine kleine Bemerkung zu II, 188: Johann von Borsnitz, der am 24. Sept. 1397 zum Bischof von Lebus erhoben wurde, behielt als solcher seine kurialen Ämter zunächst bei (F. Funcke, Regesten der Bischöfe von Lebus b. z. J. 1418, Brandenburgia 24, Heft 11/12, Nr. 419. 422. 423) und wird dann am 15. Januar 1410 wieder von Alexander V. „apostolici causarum palacii auditor capellanusque noster" genannt (Arch. Vat. Reg. Vat. 339, fol. 40), gehörte also wohl eher unter die Rubrik „Dispense (zur Beibehaltung kurialer Ämter) nicht nachweisbar, aber vorauszusetzen" (S. 190).

Berlin-Steglitz. Adolf Hofmeister.

Lang, Aug., Reformation und Gegenwart. Ges. Aufsätze, vornehml. z. Gesch. u. z. Verständnis Calvins u. der reform. Kirche. Gr. 8°. 339 S. Detmold, 1918. M. 6.—.

Unter diesem Titel hat der Vf. eine Reihe von 14 Aufsätzen und Vorträgen, die bis ins J. 1893 zurückgehen und meist in Zeitschriften zerstreut erschienen sind — Nr. 10 u. 14 sind noch ungedruckt — zusammengestellt. Ihr Inhalt trägt teils kirchengeschichtlichen Charakter, teils behandeln sie Fragen der kirchlichen Verfassung (Nr. 6: „Grundsätze der reformierten Kirchenverfassung"; Nr. 9: „Was ist und welche Aufgaben hat eine lebendige evangelische Gemeinde?") oder Fragen des religiösen Lebens der christlichen Gemeinde der Gegenwart. Einzelne Ausführungen des Vfs. in den Abhandlungen dieser 2. Gruppe, in denen bisweilen auch die theologische und kirchenpolitische Stellung des Vfs. scharf zum Ausdruck kommt, sind durch die Novemberereignisse von 1918 mit ihren Folgen für das Verhältnis von Kirche und Staat überholt oder bedürften doch einer andern Einstellung. Manche Gedanken des Vfs. sind wieder um so wertvoller geworden. (Nr. 9 und Nr. 10.)

Die 1. Gruppe der Aufsätze behandelt Zwingli, Butzer, Calvin; ihre religiöse Stellung, ihre literarische und politische Bedeutung in den Kämpfen der Reformationszeit (Nr. 1); Calvins Verhältnis zu Luther (Nr. 3) und zu Melanchthon

(Nr. 4) sowie Einzelheiten der reformierten Gemeindeverfassung. Der Vf. versteht es, die religiösen Grundgedanken der Reformatoren auch für den Laien, für den die Aufsätze in erster Linie bestimmt sind, klar herauszuarbeiten. Gegen Einzelheiten wären einige Einwendungen zu erheben, z. B. S. 12 gegen die Behauptung, daß Zwingli von einer dem Glauben vorangehenden natürlichen Gotteserkenntnis nichts wisse, S. 24 gegen den Satz, daß Butzer in der Wittenberger Konkordie „fast ganz" der lutherschen Auffassung zugefallen sei. — Dennert (S. 320), der Leiter des Keplerbundes, ist nicht Theologe.

Berlin. Walther Schulz.

Braunsberger, Otto, Petrus Canisius. Ein Lebensbild. Mit einem Bildnis des Seligen. Kl. 8°. XI u. 333 S. Freiburg i. B., Herder, 1917. M. 4.—.

Der Hrsg. der Canisiusbriefe hat sich noch vor der Vollendung seiner Edition entschlossen, gestützt auf seine langjährigen Studien der Jesuitenpapiere, eine Biographie des Canisius zu schreiben. Ohne eingehende literarische Nachweise, aber mit vielen Zitaten oder Auszügen aus gedrucktem und ungedrucktem Material dient sie gleichzeitig Lern- und Erbauungszwecken. Canisius soll auch noch den heutigen Katholiken als Vorbild echter Frömmigkeit, restlosen religiösen Arbeitseifers und korrekter, kirchlicher Überzeugung hingestellt werden. Nun wird man ja ohne weiteres zugestehen, daß sich Canisius von einzelnen Übertreibungen, die verschiedenen seiner Ordensgenossen vorgeworfen wurden und den Jesuitismus in Verruf brachten, fernhielt. Immerhin treten der persönliche religiöse Standpunkt Br.s und das Streben, Canisius zu idealisieren, an vielen Stellen hervor. Spricht er doch auch fortgesetzt von „unserem Seligen". Auch werden die meisten Persönlichkeiten entsprechend ihrer günstigen, gleichgültigen oder gar feindlichen Stellung bewertet. Den Zweck, katholisch-gläubige Leser für Canisius und seine verschiedenartige Wirksamkeit zu interessieren und zu erwärmen, dürfte Br. wohl erreicht haben. Eine andere Frage ist, ob die gelehrte Geschichtsforschung den erwünschten Nutzen hat. Unzweifelhaft wird der Historiker durch Br.s Buch auf manche ihm unbekannte Tatsache und Quelle hingelenkt. So ist vor allem dankenswert, daß wir Nachweise und Mitteilungen über Canisius' Predigten erhalten. Aber man müßte doch im Interesse einer besseren wissenschaftlichen Nachprüfung des Br.schen Materials und der Anregung zu eigenen Studien für künftige Auflagen genauere Zitate, vielleicht auch einen Überblick der handschriftlichen Quellen wünschen.

Freiburg i. B. Gustav Wolf.



Wolf, Gust., Deutschlands Friedensschlüsse seit 1555. Ihre Beweggründe u. ihre geschichtl. Bedeutung. IV u. 108 S. Leipzig, Dieterich, 1919. M. 5.50.

Der Vf. gibt eine „knappe Auswahl derjenigen Verträge und Vertragsbestimmungen unserer neueren Geschichte, welche ... noch heute die besondere Teilnahme beanspruchen können" (S. III); er verzichtet absichtlich darauf, „einheitliche, durchlaufende Beweggründe herauszuheben" (S. IV); auch habe er sich nicht „von einem bestimmten politischen Parteistandpunkte" leiten lassen (S. III). Ihn „interessieren die Friedensschlüsse nicht wegen der Frage, wie im Laufe der Geschichte Feindseligkeiten beendet wurden, sondern als Marksteine der politischen Entwicklung" (S. 41). Deshalb werden auch die polnischen Teilungen mitbeleuchtet. — Das Verdienst dieser für weite Kreise geschriebenen, aber auch für Fachleute recht wertvollen Arbeit liegt darin, daß sie mit großer Schärfe und Klarheit die „Vorgeschichte, die Wünsche der Teilnehmer, den Unterschied des Gewollten und Erreichten" bei diesen Verträgen darlegt und in gedrängtester Kürze eine über den Rahmen der deutschen Geschichte weit hinausgreifende Darstellung der europäischen politischen Zusammenhänge (Kriegsziele und Friedensabsichten) gibt. — Die Tendenz des Buches klingt wiederholt klar durch, so S. 40, wenn der Vf. warnt, sich auf „scheinbar starke Friedensbürgschaften zu verlassen"; S. 62: „Sobald der nötige Zündstoff angehäuft wird, verhindern auch die scheinbar sichersten Friedensgründe erfahrungsgemäß die Entladung auf die Dauer nicht"; S. 95: „Man sollte sich vielleicht gerade heute des Wortes von Lord Castlereagh erinnern, der 1815 gemeint hat: 7—10 Jahre sei der weiteste Termin, den man sich im Kriege wie in der Politik setzen dürfe."

In einem gehaltvollen Schlußkapitel: „Friedensaussichten?" erörtert W., wozu er sich als Historiker „berechtigt, ja verpflichtet" fühlt, „was die geschichtliche Erfahrung lehrt": nämlich, daß weder ein Völkerbund und Schiedsgerichte mit Zwangsvollstreckung, noch die Demokratisierung der menschlischen Gesellschaft zu Hoffnungen auf dauernden Frieden, ja auch nur auf eine wesentliche und lange währende Einschränkung neuer Kriegsgefahren berechtigen. Auch eine jahrzehntelange Erschöpfungspause sei nicht schlechthin selbstverständlich, trotz berechtigter technischer, militärischer und finanzieller Bedenken — die der Vf. m. E. allerdings doch wohl zu unterschätzen neigt. Ferner hinterlasse der Weltkrieg außer auf dem Balkan nun auch in Ost- und Mitteleuropa einen Zündstoff, der sich jederzeit entladen könne: „Wir stehen nirgends an erloschenen Kratern, sondern an Vulkanen, die in sich eine starke Eruptionskraft bergen und bald (!) eine neue Tätigkeit entfalten werden" (S. 102). Weiter-

hin sei es „geradezu ein Naturgesetz der europäischen Geschichte: sobald die Franzosen gesiegt haben, war der Friede niemals ein langer; Voraussetzung seiner Dauer war immer eine französische Niederlage" (S. 103). So nach 1559, 1714, 1763, 1815, 1871. Die Ruhepause nach einem französischen Siege habe seit dem Ma. höchstens ein Jahrzehnt betragen (1660—1669). Der französische Nationalcharakter wie die französische auswärtige Politik strebe — im Gegensatz zu den deutschen wie auch zu den englischen Zielen, wenigstens vor 1914 (?), die jeweils greifbaren Rechten, bestimmten Gebieten gegolten und die Besiegten nie in ihren gesamten Lebensinteressen beeinträchtigt hätten — nach einer schonungslosen Vorherrschaft, aus der „jene Mißachtung der Besiegten, jene Geringschätzung der Rechtsverhältnisse und unterschriebenen Friedensbedingungen" entstanden seien, die wir bei Ludwig XIV. und Napoleon I. wahrnehmen. — Schließlich weist der Vf. mit Recht darauf hin, daß auch in der Siegergruppe sehr verschiedene Interessen der einzelnen Mitglieder bestehen, die sich nach dem erreichten Ziele mehr oder minder früh geltend machen werden.

Gewiß ist, daß die 1914 eingetretene Krisis so lange als noch nicht abgeschlossen zu bezeichnen ist, als es an einem „natürlichen Gleichgewicht zwischen den sittlichen und materiellen Kräften, zwischen Recht und Macht" mangelt.

Berlin-Zehlendorf. Walter Hecht.

Lippert, Dr. **Walt., Beiträge zur Politik Ferdinands von Köln im Dreißigjährigen Kriege** bis zum Tage von Schleusingen 1624. 8°. 107 S. Leipzig, A. Deichert, 1916. M. 2.80.

Leicht hat es dieser Wittelsbacher nicht gehabt. Mit seinen für Verteidigung und Angriff höchst ungünstig gelegenen Kurlanden durch jene schwierigen Zeiten sich hindurchzubringen und zwischen Ernst von Mansfeld, Christian von Halberstadt, Holländern und Spaniern sich aufrecht zu halten, erforderte große Kunst.

Außerdem mußte er zur Liga und deren Geldforderungen Stellung nehmen, seinem Bruder Maximilian von Bayern bei der Erlangung der Kurwürde behilflich sein und, um die pfälzischen Ansprüche zu beseitigen oder doch stark herabzumindern, auf Kurmainz, Sachsen Brandenburg und vor allem auf den Kaiser zu wirken suchen. Gut genug hat er sein Schifflein gesteuert.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.



Leijonhufvud, Sigrid, Omkring Carl Gustaf Tessin. 1. Bd. mit 3 Abb., 2. Bd. mit 6 Abb. Gr. 8°. VI u. 213, bez. VI u. 248 S. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner, 1917, 1918. Kr. 7.50, bez. Kr. 12.—.

Am 24. Juli 1920 jährt sich zum 200. Male der Tag, an dem Luise Ulrike, die „schwedische“ Schwester Friedrichs d. Gr., das Licht der Welt erblickte. Unter solchen Umständen wird man die vorliegende Arbeit als eine Art Jubiläumsschrift bezeichnen dürfen. Waren die Schicksale der jungen Hohenzollernfürstin 1744—1754 doch mit denen ihres damaligen schwedischen Mentors auf künstlerischem und politischem Gebiet, des Staatsmannes Graf Tessin, aufs engste verflochten, und stehen doch im 2. Bande des Werkes, der den bezeichnenden Untertitel „Die Königin“ führt, ihre persönlichen und politischen Beziehungen zum Grafen bis 1754, d. h. bis zum endgültigen Bruch zwischen beiden, im Mittelpunkt der ganzen Schilderung.

Die Vfn., seit vielen Jahren Bibliothekarin der von Luise Ulrike 1753 gestifteten Kgl. Schwed. Akademie für Belletristik, Geschichte und Altertumskunde, hat durch die vorliegende Arbeit die schwedische Geschichtsliteratur um ein recht wertvolles Werk bereichert. Für ihre Darstellung hat sie nicht nur die gedruckten Quellen — für den 2. Band vor allem den von mir veröffentlichten Briefwechsel Ulrikens mit den Angehörigen des preußischen Königshauses (1909 u. 1910) und meine sonstigen Beiträge zur Geschichte dieser Schwester Friedrichs d. Gr. — fleißig herangezogen, sondern auch mit großem Geschick ungedruckte oder wenigstens nur z. T. bekannte, in schwedischen Privatarchiven ruhende Materialien verwertet, so u. a. den Briefwechsel des gräflichen Ehepaares, dessen Korrespondenz mit Ulrike, die Memoirenfragmente Ulrikens für die Jahre 1744—54 und die Tagebücher des Grafen.

Der 1. Band, der sich größtenteils auf ungedruckte Quellen stützt, entwirft ein anschauliches Bild von dem Familienleben des schwedischen Hochadels im ersten Vierteljh. nach dem Tode Karls XII. und gewährt gleichzeitig manchen lehrreichen Einblick in die damaligen schwedischen Volkssitten, die sich teilweise bis auf die jüngste Gegenwart erhalten haben. Für die politische Geschichte kommen besonders die letzten Kapitel dieses Bandes in Betracht, die die Botschaftertätigkeit Tessins in Paris (mit interessanten Beiträgen zur Hofgeschichte Ludwigs XV.), die Zeit des schwedisch-russischen Krieges von 1741—43, die damaligen schwedischen Parteikämpfe zwischen den „Hüten und den „Mützen“ und die Sendung des Grafen nach Kopenhagen behandeln.

Der 2. Band, dessen Inhalt dem friderizianischen Geschichtsforscher manches Neue bietet, schildert die Mission

Tessins nach Berlin (1744), um Ulrike in ihr neues schwedisches Adoptivvaterland zu geleiten, das mehrjährige warme Freundschaftsverhältnis der vielbewunderten Fürstin zum gräflichen Ehepaar, das gesellige Leben am „jungen Hofe“, das politische Zusammenarbeiten des Thronfolgerpaares mit Tessin, die allmähliche politische und persönliche Entfremdung sowie die Schlußkatastrophe von 1754.

Leider verbietet der Raum ein ausführlicheres Eingehen auf die vielen interessanten Einzelheiten des 2. Bandes. Hervorheben will ich nur, daß L. die Haltung Ulrikens in jenen Jahren wesentlich milder beurteilt, als es bei den schwedischen Historikern bisher der Fall war, und daß sie in ihrer feinfühligen psychologischen Studie die inneren Gründe des endgültigen Bruches zwischen Ulrike und Tessin m. E. überzeugend darzulegen gewußt hat. Meine Vermutung, daß die ursprüngliche Bewunderung des Grafen für die um 25 Jahre jüngere Hohenzollernfürstin „vielleicht nicht eines erotischen Zuges entbehrte“, scheint L. auf Grund ihrer genauen Kenntnis des Tessinschen Briefwechsels zu teilen (vgl. II, 121). Wichtig ist auch ihre Angabe, daß Tessin tatsächlich seinerzeit dem Thronfolgerpaar betreffs einer künftigen Erweiterung der Herrschergewalt Versprechungen gemacht hat, die zwar ziemlich unbestimmt lauteten, aber doch später leicht bei Ulrike die Überzeugung wachrufen konnten, er habe sie und ihren Gemahl schnöde hinters Licht geführt (vgl. II, 89 u. 219 f.).

Sehr dankenswert sind die am Schlusse der beiden Bände hinzugefügten Anmerkungen. Jede Angabe, auch die kleinste, ist quellenmäßig belegt. Von dem gründlichen Studium L.s zeugt, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, der Exkurs (II, 227 ff.) über die Glaubwürdigkeit der verschiedenen Quellen, die wir über den endgültigen Bruch von 1754 besitzen. Erwähnt sei ferner die geschickte Ausdeutung der Memoirenfragmente Ulrikens, die vielfach ebenso knapp und schwer verständlich abgefaßt sind, wie die bekannten Tagebuchnotizen Friedrich Delbrücks. Schließlich sei noch auf das am Schlusse des 2. Bandes stehende Personenregister hingewiesen, das mit seinen vielen biographischen Daten usw. besonders dem genealogischen Forscher recht willkommen sein dürfte.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Brandt, Otto, August Wilhelm Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Gr. 8°. VIII u. 258 S. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1919. M. 9.60, geb. M. 12.80.

Seit 1908 Friedr. Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“ zum erstenmal erschien, ist die Forschung dem lange vernachlässigten Zusammenhang zwischen politischer und Lite-

raturgeschichte wieder eifriger nachgegangen. Besonders kräftig wirkte Meineckes Anregung naturgemäß auf dem von ihm selbst bearbeiteten Gebiet. Unter den Frühromantikern hatte er bereits Friedrich Schlegel in seinem Verhältnis zur Politik eingehend gewürdigt; ihm ist überdies 1917 durch Richard Volpers eine Monographie (Fr. S. als politischer Denker und deutscher Patriot) gewidmet worden. August Wilhelm, der ältere, besonnenere und tätigere der Brüder, dem überdies das bleibendste Denkmal der Frühromantik, die Shakespeare-Übersetzung, zu danken ist, stand dem genialen Jüngeren gegenüber immer etwas im Schatten. Seine aufnehmende Art spiegelt aber in einem langen Leben (1767—1845), wie Br. mit Recht hervorhebt, den Fortgang und Umschwung der Zeitideen in so beachtenswerter Weise wider, daß auch seine Stellung zur Politik eine besondere Behandlung verdiente. Br. vermochte für sie bisher kaum oder gar nicht verwertete ungedruckte Quellen heranzuziehen: Schlegels handschriftlichen Nachlaß in der Sächs. Landesbibliothek zu Dresden, seinen Briefwechsel mit dem Berner Universitätskurator Rehfues, die Varnhagenschen Papiere und einige Briefe Schlegels aus der Zeit seines Aufenthalts in Schweden. Daneben hat Br. manche wenig beachteten gedruckten Schriften Schlegels in ein richtigeres Licht gerückt.

In dem allgemeinen Übergang vom Weltbürgertum zur Kulturnation und von dieser zum Nationalstaat zeigen sich verschiedene Wendungen bei A. W. Schlegel zuerst. Er war der erste, der Burkes „Reflections on the Revolution in France“ im Kreise der Romantiker bekannt machte, der erste von ihnen, der sich gegen das revolutionäre Frankreich und seine äußere Machtentfaltung wandte; der Grund dafür wird von Br. in seinen deutsch-universalen und später nationalstaatlichen Anschauungen nachgewiesen (S. 32 ff.). Als um die Jahrhundertwende die Begeisterung für die mittelalterliche Welt einsetzte, sah Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen, im Unterschiede von Novalis, nicht in der katholischen Kirche, sondern in der Vorherrschaft der deutschen Nation den entscheidenden Umstand, der die Einheit Europas geschaffen habe: der europäische Patriotismus, den er mit Novalis feiert, erscheint ihm als ein durchaus deutsches Empfinden. Im Gegensatze zu seinem schon damals gehässig preußenfeindlichen Bruder Friedrich erkennt August Wilhelm schon 1803, daß „die Aussichten, welche der preußische Staat für die deutsche Nation gewährt, weit günstiger sind, als die von Österreich her“, weil „im preußischen Staat die Mehrheit der Untertanen sowie die Regierung selbst deutsch ist“ (S. 72). In der Zeit des Zusammenlebens mit Frau von Staël in Coppet wirkt er für deutsches Nationalgefühl durch patriotische Gedichte und Vorlesungen, durch herabsetzende Kritik der französischen klassischen Literatur,

durch Unterstützung seiner Gönnerin bei ihrem Werke „De l'Allemagne".

Als er mit Frau v. Staël vor Napoleon zu Bernadotte nach Schweden flüchtet, gewinnt er den schon 1796 ersehnten Einfluß auf die praktische Politik. Schlegels Denkschriften für den Kronprinzen von Schweden über den Zustand Deutschlands und die Mittel einer nationalen Erhebung, sowie seine Flugschriften für Schweden gegen die napoleonische Herrschaft sind an Wert und Einfluß ungleich gewesen; seine Entwürfe zu Aufrufen findet Br. selbst schwulstig und kraftlos (S. 189). Aber ein gesinnungsloser Soldschreiber, wie seine Gegner ihm vorwarfen, war Schlegel nie; neben dem schwedischen Staats- und Bernadottes Privatinteresse wahrt er überall den deutschen Standpunkt. So legt Schlegel in einer Flugschrift gegen Dänemark — wieder als erster — gegen die Vergewaltigung der Selbstregierung und des deutschen Charakters Holsteins seit 1807 Verwahrung ein; er fordert die holsteinische Ritterschaft auf, sich dagegen zu wehren, auf Grund ihrer gesetzlichen Befugnisse und immer als loyale Untertanen ihres Königs — womit er, auch darin der erste, den Rechtsboden umschreibt, an dem die schleswig-holsteinsche Bewegung dann bis 1863 festhielt. (S. 157 ff.)

Aus Schlegels Bonner Professorenzeit ist seine Haltung nach den Karlsbader Beschlüssen bemerkenswert. Er beantwortete sie mit seinem Entlassungsgesuch; als er sich endlich zu dessen Zurückziehung bewegen ließ, bekräftigte er doch sein Urteil über die Beschlüsse mit den an Hardenbergs Vertrauten Koreff gerichteten und von Br. mit Recht als mutig und einsichtsvoll bezeichneten Worten: „Jeder Universitätslehrer ist meines Erachtens in seinem Gewissen verpflichtet, es zu bezeugen und die Herstellung des guten alten Zustandes als ein dringendes Bedürfnis zu schildern. Österreich hätte dabei gar keine Stimme haben sollen, es hatte nichts zu verlieren; denn die österreichischen Universitäten sind heute auf demselben Fuß wie im 15. Jh. Gewisse Staaten mögen durch die Dummheit und Unwissenheit ihrer Bewohner so leidlich gedeihen, Preußen aber kann es gewiß nur durch Verstand und geistige Bildung." (S. 226.) In seinen letzten Lebensjahren vergnügte sich der alte Franzosengegner an scharf geschliffenen Epigrammen, die in elegantem Französisch die Tagespolitik des Bürgerkönigtums kritisieren.

Br. versucht nirgends, die menschlichen und literarischen Schwächen seines Helden zu vertuschen. Er zeigt auch das vielfach Schwankende und Unsichere in seinen politischen Einzelurteilen auf. Aber es ist ihm gelungen, die durchgehende Einheit in der Entwicklung von A. W. Schlegels politischen Anschauungen überzeugend nachzuweisen. Unsere Kenntnis der Geistesgeschichte in der Epoche vom Tode Friedrichs des

Großen bis zur Märzrevolution hat er um einen wertvollen Beitrag bereichert.

Wernigerode. Wilhelm Herse.

Müller, Willi, Die Tätigkeit des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Öls während der Kämpfe in und um Lübeck am 6. Nov. 1806. (S.-A. a. d. Zeitschr. d. Hist. Vereins f. Niedersachsen, 83. Jahrg., Heft 1/2.) 8⁰. 64 S. Hildesheim, A. Lax, 1918.

Der Vf. hat sich die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, ob dem Herzog von Braunschweig, dem später bei Quatrebras gefallenen sog. „schwarzen Herzog", Sohn des bei Auerstedt tödlich verwundeten Oberbefehlshabers der preußischen Armee, mit Recht der Vorwurf gemacht wird, am 6. Nov. 1806 den Verlust des Burgtores von Lübeck und damit den der Stadt verschuldet zu haben. Ferner wird bekanntlich dem Herzog zur Last gelegt, durch die unrichtige Meldung von der Übergabe Travemündes Blücher zur Kapitulation bei Ratkau veranlaßt zu haben.

Der Vf. hat wohl alle für die Beurteilung der Tätigkeit des Herzogs wichtigen Akten und sonstigen Nachrichten zur Untersuchung des Falles herangezogen. Diese Untersuchung ist vom Geist der Unparteilichkeit getragen und kommt, Lübeck betreffend, zu dem Schluß, daß die Schuld nicht allein dem Herzog zufällt, sondern sich auf Blücher, den General v. Natzmer, der vor dem Braunschweiger das Kommando hatte, und diesen selbst verteilt. Man kann dem Vf. darin beistimmen, daß die Verantwortung für Einzelheiten, außer von dem Herzog, auch noch von anderen getragen wurde. Durch die Arbeit ist erreicht, den Beschuldigten in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen. Völlig entlastet ist er indes nicht, und das ist auch nicht der Zweck der Studie. Richtig wird als schwerste Verfehlung hervorgehoben, daß er sich zur Zeit der höchsten Gefahr von dem bedrohtesten Punkt seines Postens aus einem nicht zu billigenden Grunde entfernt hat. Es kommen eine ganze Anzahl kleiner Umstände zusammen, die das Unglück der preußischen Waffen an diesem Tage herbeigeführt haben. Bei dem Suchen nach dem Schuldigen pflegt man in solchen Fällen vielfach bei einem stehenzubleiben, und das war hier der Herzog. Bei ihm ist zu berücksichtigen, daß das ganze System der damaligen Erziehung im Heere die Selbständigkeit der Führer nicht genügend betonte, und dadurch wird die Schuld erheblich verringert. Der Mangel an Selbständigkeit tritt besonders bei den Anordnungen für die Artillerie hervor. Hier wagte der Braunschweiger nicht, weil Scharnhorst die Geschütze aufgestellt hatte, die überflüssigen Protzen usw. zu entfernen, um auch für die Infanterie Platz

zu schaffen. Wenn von dem Zartgefühl Friedrich Wilhelms die Rede ist, das ihn verhinderte, einem älteren Offizier, dem General v. Oswald, einen Befehl zu erteilen, so ist dazu zu bemerken, daß er das Kommando hatte und nach militärischen Anschauungen auch behielt, wenn es der ältere nicht ausdrücklich übernahm, was nicht geschehen ist. Übrigens hat der Herzog sonst nicht viel Zartgefühl gezeigt. Ließ er sich doch später in Schlesien aus Jähzorn eine Handlung zuschulden kommen, die ihn dem ehemaligen Kronprinzen Georg von Serbien an die Seite stellt.

Über die unrichtige Meldung von der Übergabe Travemündes ist die Immediatkommission, der die Beurteilung aller Kapitulationen oblag, der Ansicht, daß sie in einer Form erfolgt sei, die keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit zuließ. Der Vf. weist nun auf die Stelle eines Blücherschen Berichts hin, in der es heißt: „Der Herzog versicherte, er habe Leute gesprochen, die aus Travemünde kamen usw." Danach hätte also die Kommission sich bei der Abgabe ihres Spruches geirrt und der Herzog entsprechend der noch jetzt gültigen deutschen Felddienstordnung gehandelt, die vorschreibt, daß der Meldende unterscheidet zwischen dem, was er selbst gesehen, und dem, was er nur von Hörensagen weiß, Blücher aber wäre ebenso leichtgläubig gewesen, wie der Berichterstatter. In dem mir vorliegenden Bericht Blüchers an die Immediatkommission vom 31. 3. 1808 aber fehlt dieser Satz, und es heißt ausdrücklich: „in der Nacht brachte der Herzog von Br.-O. mich den Rapport, daß Travemünde genommen sey. Ich widersprach dieser Meldung, aber der Herzog betheuerte selbige aufs feuerlichste usw." Auch in dem Schreiben Blüchers vom 14. Mai 1808, in dem er zu dem Bericht des Herzogs Stellung nimmt, findet sich der vom Vf. angezogene Satz nicht. Mir scheint aus allem, besonders aus der Empfindlichkeit, die der Herzog gegen den die Richtigkeit seiner Meldung bezweifelnden Müffling zeigte, hervorzugehen, daß er selbst fest an den Verlust Travemündes glaubte, ohne die Gründe für seinen Glauben ausreichend geprüft zu haben; dadurch aber, daß er sich für ein Gerücht mit seiner ganzen Person einsetzte, hat er sich schuldig gemacht.

Was die Stärke der damaligen preußischen Infanterie-Regimenter anbetrifft, so ist zu bemerken, daß sie sämtlich, mit Ausnahme des Regiments Garde, nur 2 Feldbataillone hatten; das sog. 3. Musketierbataillon diente bei allen, also nicht nur beim Regiment Braunschweig-Oels, zu Ersatzzwecken und als Festungsbesatzung.

Magdeburg. Max Dobrzyński.

Schwahn, Luk., Die Beziehungen der katholischen Rheinlande und Belgiens in den Jahren 1830—1840. Ein Beitrag z. Vorgesch. der kirchl. u. polit. Bewegung unter den rhein. Katholiken.

(Straßburger Beitr. z. neuer. Gesch., hrsg. v. Mart. Spahn, XI. Bd.) Gr. 8°. XX u. 208 S. Straßburg, Herder, 1914. M. 4.80.

Diese auf umfangreichste Studien der gleichzeitigen Quellen, neben Akten besonders Zeitungen und Flugschriften, und der darstellenden Literatur begründete Arbeit berührt sich in einzelnen Partien mit der in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1915, S. 397 ff.) angezeigten Schrift von Vogel über die Vorgeschichte des Kölner Kirchenstreits. Sie will aber im Gegensatz zu Vogel systematisch allen Zusammenhängen nachgehen, die in den 30er Jahren zwischen Belgien und den Rheinlanden bestanden haben. Dabei wird auch auf die belgischen Parteiverhältnisse und die führenden Persönlichkeiten der liberalen, radikalen und ultramontanen Partei eingegangen. Leider bleibt das Resultat dieses minutiösen Fleißes dürftig. Abgesehen von persönlichen Zusammenhängen, die sich namentlich in dem Kaplan von Heerlen im Lüttichschen, Joh. Theodor Laurent, verkörperten, von im einzelnen nicht mehr nachweisbaren Korrespondenzen rheinischer Geistlicher mit belgischen Bischöfen und von den schon durch Vogel herangezogenen Artikeln des ultramontanen Journal historique et litéraire de Liège gegen die preußische Kirchenpolitik ist von rheinisch-belgischen Zusammenhängen bis zum Kölner Kirchenstreit herzlich wenig nachzuweisen. Daß der Verkehr zwischen den rheinischen Ultramontanen und Rom über Belgien ging, daß von den belgischen Grenzorten Sittard und Vaels aus ultramontane Schriften in die Rheinlande verbreitet wurden, daß Missionspredigten auf belgischem Gebiet von den benachbarten Rheinlanden aus besucht wurden, sind Beziehungen, die aus der geographischen Lage folgen und aus denen keinerlei weitgehende Schlüsse gezogen werden können.

Die These von der Bedeutung der rheinisch-belgischen Beziehungen hängt mit der Beurteilung zusammen, die man dem Jahre 1830 für die Entwicklung der katholischen Frage in den Rheinlanden zuteil werden läßt. Nach Schw. wäre das J. 1830 dafür „von besonderer Bedeutung“ gewesen (S. 2). Ich sehe nicht, daß sich diese Auffassung rechtfertigen ließe. Die Ausführungen des Vf. zu Beginn des 2. Kapitels („Die belgischen Parteien und die Rheinlande 1830—1836“) beweisen eher das Gegenteil. Auch in der Entwicklung der Mischehenfrage, die seit 1825 akut war und noch 1834 überaus versöhnlich von seiten der rheinisch-westfälischen Hierarchie behandelt wurde, oder im Streit um Hermes, dessen Verschärfung man höchstens von 1831, seinem Todesjahr, datieren kann, bildet das J. 1830 keinen Einschnitt. Ebensowenig richtig erscheint mir die Bezeichnung der ultramontanen Ideen über Staat und Kirche als „belgische Ideen“ (S. 91). Sie hatten sich in Belgien politisch durchsetzen können, aber sie stammen nicht von dort und

waren nicht von dem dortigen Fortschreiten abhängig. Sie nahmen ihren Ursprung, wenn man überhaupt von einem Ursprungsland sprechen will, von Frankreich, aber sie trafen in Deutschland schon auf Gedanken und Bestrebungen, die ganz ähnliche Ziele verfolgten. Charakteristisch ist es, daß Erzbischof Droste in keinerlei Verbindungen mit Belgien stand, weder vor noch nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl. Wie denn die westfälischen Ultramontanen ganz frei von belgischen Einflüssen gewesen zu sein scheinen.

Für den engen Zusammenhang zwischen Belgien und den Rheinlanden, wenn nicht von 1830 an, so doch im Verlaufe der 30er Jahre, scheinen vor allem die entsprechenden Erklärungen der preußischen Regierung zu sprechen, die sich 1837 durch ihren Gesandten v. Galen sogar gegenüber dem belgischen Ministerpräsidenten über die „Versuche zur Aufwieglung der katholischen Untertanen in der Rheinprovinz“ beklagte (S. 101). Ebenso äußerten sich viele liberale Zeitungen, allerdings erst im Anschluß an das Kölner Ereignis. Aber hier spielen zweifellos die Revolutionsfurcht der preußischen Regierung, die in jeder Kritik ihrer Maßnahmen Aufwieglung sah, und antiultramontane Bestrebungen der liberalen Presse, die katholische Stimmen gegen Regierungsmaßnahmen mit Vergnügen polemisch verwertete, eine wichtige Rolle. Ebensowenig wie die ultramontane Bewegung ausschließlich „von Belgien aus in die Rheinlande herübergeschlagen war“ (S. 128), ist belgische ultramontane Kritik an der preußischen Kirchenpolitik gleich zu setzen mit belgischen Loslösungsbestrebungen. Hier hat Schw. selbst schon das Richtige gesehen (S. 153 f.).

Ganz offen auf Losreißung der Rheinlande von Preußen war nur die Agitation von Bartels gerichtet, dem Haupte der revolutionär-demokratischen Partei. Nachweisbar ist sie aber wieder erst seit 1837, wenn sie auch schon 1830 oder vielleicht richtiger in den Jahren danach, in seinen Ideen gelegen haben mag — das von Schwahn S. 43 angeführte Zeugnis des alten Führers der Partei, de Potter, lautet recht unbestimmt. Sehr beachtenswert aber ist es, daß diese einzige offene und energische Losreißungspropaganda nicht von ultramontaner, sondern von politisch radikaler Seite ausging, die sich der religiösen Argumente nur zur Gewinnung der treu katholischen Rheinlande bediente. Bartels entbehrte aber jeder persönlichen Fühlung mit den Rheinlanden und fand nirgends ein Echo für seine Bestrebungen, weder in Deutschland, noch bei den belgischen Klerikalen. Überhaupt bestand auch nach der Verhaftung Drostes in der Rheinprovinz nirgends eine Revolutionsgefahr, ein Beweis, daß die Regierung die ihr feindliche Propaganda für gefährlicher gehalten hatte, als sie es war.

In seinem kurzen Schlußkapitel sagt Schw., daß „durch den Einfluß Belgiens und die Beziehungen der katholischen

Rheinlande mit dem Nachbarlande der Sinn für die kirchliche Unabhängigkeit verstärkt worden war". Damit kann man sich einverstanden erklären, wenn man diese Verstärkung nur als ein accedens betrachtet, dessen Fehlen in der Entwicklung des rheinischen Ultramontanismus kaum bemerkbar geworden wäre.

Die in den Anhängen II—IV abgedruckten Aufzeichnungen und der Exkurs über die Entstehung der „Personen und Zustände aus den kirchenpolitischen Wirren in Preußen", Leipzig 1840, bilden dankenswerte Ergänzungen der Untersuchung.

Berlin. Ernst Kaeber.

Pribram, Alfred Francis, Die politischen Geheimverträge Österreich-Ungarns 1879—1914. Nach d. Akten d. Wiener Staatsarchivs. 1. Bd. 8°. VII u. 327 S. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller, 1920. M. 14.—.

Zunächst etwas Negatives: P.s Werk ist nicht das Wiener Gegenstück zu dem Berliner Unternehmen, das in rückwärtiger Ergänzung der vom Grafen Max Montgelas und von Prof. Dr. W. Schücking herausgegebenen „Kautsky-Akten" dem Würzburger Rechts-Professor Dr. Albr. Mendelssohn-Bartholdy amtlich übertragen worden ist, sondern gibt sich als eine von den zuständigen Stellen geförderte Privatarbeit. Doch ähnelt sie wiederum nicht den auf Grund jenes amtlichen Aktenstoffes geschriebenen Kommentaren von Karl Kautsky („Wie der Weltkrieg entstand"), Rich. Wolff („Die deutsche Regierung und der Kriegsausbruch") und B. W. v. Bülow („Die Grundlinien der diplomatischen Verhandlungen bei Kriegsausbruch"), weil sie als Gemischtfabrikat die Darbietung der Urkunden mit ihrer Erläuterung vereinigt. Demnach zerfällt der Band in zwei methodisch verschieden gearbeitete Teile. Das erste Drittel enthält die Vertragstexte nebst Angaben über Ratifikation und Standort (beigesteuert von Ludwig Bittner); die beiden andern Drittel bringen eine zusammenhängende Darstellung der fünf Dreibundvertrags-Verhandlungen von 1882, 1887, 1891, 1902 und 1912. Ein zweiter Band soll dann die von Österreich-Ungarn mit Rußland, Serbien, Rumänien, Deutschland und Italien, mit England und Spanien getroffenen Abkommen behandeln. Von einer Berücksichtigung der gegenwärtig „aktuellen" Schuldfrage sieht P. von vornherein ab; ihm kommt es lediglich darauf an, das Dunkel, das noch immer über die tieferliegenden Ursachen des Weltkrieges gebreitet ist, objektiv klären zu helfen. Er tut das als deutscher Historiker in vorbildlich ruhiger, sachlicher Weise.

Den Lesern dieser Anzeige wird es erwünscht sein, zu erfahren, welche Texte Pribram zu bieten in der Lage ist. Er veröffentlicht, großenteils zum ersten Male, den Wortlaut von: 1. dem Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn von 1879 nebst seinen beiden Verlängerungen von 1883 und

1902; 2. dem Dreikaiserbunde von 1881 und 1884; 3. dem österreichisch-serbischen Bündnisse von 1881 und seiner Verlängerung von 1889; 4. dem Dreibund und seinen Verlängerungen (s. oben!); 5. dem österreichisch-rumänischen Bündnisse von 1883, 1892/96, 1902/3 und 1913 nebst seinen Erweiterungen durch die Beitritte Deutschlands und Italiens von 1883 und 1888, 1899, 1902 und 1913; 6. dem Mittelmeerabkommen von 1887 nebst den dazu gehörigen spanischen Noten von 1887 und 1891 (auf S. 61 ist zweimal Madrid statt Belgrad zu lesen!!); 7. dem österreichisch-ungarischen Balkanabkommen von 1897; 8. dem österreichisch-italienischen Übereinkommen über Albanien von 1900/01; 9. der österreichisch-russischen Neutralitätserklärung von 1904; 10. der österreichisch-italienischen Auslegung des Artikels VII des Dreibundvertrags von 1909. — Im Kommentar ist der Name des Dreibundforschers W. Fraknói ständig falsch geschrieben! Ein Anhang trägt den deutsch-russischen Vertrag von 1887 (Bismarcks berühmte „Rückversicherung"), sowie des Dreibunds Marineabkommen von 1913 nach, das die österreichisch-italienische Konvention von 1900 zu ersetzen berufen war.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Steinhausen, Georg, Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab. Gr. 8°. 36 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1919. M. 1.50.

Das Buch will eine historisch-politische Abhandlung sein. Historisch ist es keinesfalls. Denn zugrunde liegen ihm unrichtige Anschauungen über das Verhältnis zwischen Politik und Generalstabsdienst. Statt aus wirklichen Quellen werden die eigenen Urteile aus den Ansichten von Privatpersonen, namentlich des Generals von Bernhardi, zu begründen gesucht.

Zunächst wird dem Generalstab vorgeworfen, er habe auf den Krieg hingedrängt und in diesem Sinne die Politik verantwortlich beeinflußt. „Der Entschluß zum Kriege kann nicht ohne die Einwirkung des Generalstabes gefaßt sein." Und doch wird unmittelbar vorher gesagt: „Man kann nicht umhin, zu vermuten, daß der Träger dieser Anschauung", nämlich „der früher oder später doch eintretenden Unvermeidlichkeit" des Krieges, „der preußische Generalstab in seinen führenden Männern gewesen ist." Der Beweis hierfür fehlt. Aus Raummangel kann dazu nur gesagt werden: General von Bernhardi, auf den sich der Vf. mehrfach bezieht, hat nur das Gewicht eines bedeutenden Sachverständigen für sich. Dem Generalstab stand er seit Jahren fern, und der Standpunkt dieser Behörde war ein anderer (vgl. den Aufsatz des Generals v. Schlieffen in Heft I der Deutschen Revue von 1909). Die Dienstbeziehungen zwischen Generalstab und Auswärtigem Amt lassen keine gegenseitige Einmischung zu. Nur die eingehenden

Nachrichten werden ausgetauscht, soweit nötig. Die Denkschriften, in denen der Chef des großen Generalstabes von Zeit zu Zeit das Ergebnis seiner Studien über fremde Heere zusammenfaßt, sind unpolitisch (vgl. Moltkes Korrespondenz für 1866 und 1870). An das Auswärtige Amt ergingen solche Denkschriften nach Bedarf, die achte am 30. Juli 1914. Diese trägt dem Ernst der damaligen Lage volle Rechnung, verschließt sich den Bedenken des bevorstehenden Krieges nicht, enthält aber nichts von Kriegstreiberei.

Völlig anders wurde das Verhalten des Generalstabes, nachdem der Kriegsausbruch unvermeidlich geworden war. Jetzt war es Pflicht, die Mobilmachung zu fordern, und dieser Pflicht ist genügt worden. Andernfalls konnte der durch mühsamste Friedensarbeit erreichte, zum Teil durch die russische Mobilmachung schon verlorene Vorsprung im Aufmarsch nicht mehr ausgenutzt werden. Diesem Gedanken verschließt sich auch der Vf. nicht ganz, indem er seine Urteile an verschiedenen Stellen wieder einschränkt, wobei er freilich auch in die von ihm so verurteilte „Konjekturalpolitik“ mit „hätte“ und „würde“ verfällt.

„Für die Beurteilung der Aussichten des Krieges kam es darauf an, die eigenen Kräfte und die eigenen Mittel mit denen des Gegners in das richtige Verhältnis zu setzen.“ „Es hat sich nun aber sehr frühzeitig ergeben, daß die militärische Einschätzung unserer Gegner vielfach nicht richtig war.“ Wer will für den ersten Satz ohne sichere Unterlagen entscheiden, daß der Generalstab dieser seiner recht eigentlichen Aufgabe nicht genügt habe? Und wenn für den zweiten Satz der bekannte bayrische Privatbericht vom Juli 1914, allerdings wieder mit Einschränkung, angeführt wird, man wolle in 4 Wochen Frankreich niederwerfen, so ist dazu zu sagen, daß diese Absicht in der Tat bestand, sofern man unter Niederwerfen einen entscheidenden Schlachtensieg versteht. Am 17. August begann unser Gesamtanmarsch, am 8. September war die Marneschlacht geschlagen. Sie endete mit freiwilligem Rückzug und war damit strategisch verloren. Gewißheit des Sieges ist eben niemals als solche in Feldzugspläne einzustellen. Einen „unerwartet starken Widerstand“ der Belgier hat es nicht gegeben. Er war geringer, als erwartet wurde, und hat unseren Vormarsch, nachdem die Festungen vorher erledigt waren, kaum einen Tag aufgehalten. England ist überschätzt worden, insofern das Auftreten seiner Flotte in der Nordsee und die erwartete Landung eines Armeekorps bei Esbjerg unterblieben. Dagegen war seine Landmacht in Frankreich stärker, als berechnet. Sie war bereits vor der Marneschlacht empfindlich geschlagen. „Auch Rußland ist unterschätzt worden.“ Bestimmt nicht. Es hatte aber seine Mobilmachung schon seit Monaten vorbereitet und den Aufmarsch begonnen. Mit seinem Einbruch

in Ostpreußen ist stets gerechnet worden. Die Entscheidung sollte hier von uns erst dann gesucht werden, wenn Frankreich geschlagen wäre: nach vier Wochen. Das wäre nach dem 15. September gewesen. Die Hindenburgschlachten waren aber am 28. August und 12. September. Mit dem Ausfall Italiens ist seit Jahren gerechnet worden, und somit bleibt als Unterlassung und Schuld des Generalstabes wenig oder nichts übrig.

Es wird ferner dem Generalstab ein unberechtigter Optimismus vorgeworfen. Eine Heeresleitung, die den Krieg ohne Optimismus beginnt, hat ihn schon verloren; wer ihn ohne Optimismus weiterführt, wird ihn verlieren. Man muß sogar mit allen Mitteln bestrebt sein, den eigenen Optimismus auf die Unterführer zu übertragen, denn auch diese müssen zum Wagen bereit sein. Daß dadurch Unheil entstehen kann, ist gewiß. Kein Krieg ist ohne Wechselspiel des Glücks.

Des weiteren wird dem Generalstab vorgeworfen, in Weiterführung des Krieges den Bogen überspannt zu haben; er hätte rechtzeitig den Frieden beantragen müssen, so z. B. schon im Herbst 1914. Hier stützt sich der Vf. doch sehr aufs Ungewisse. Ist er sicher, daß damals und noch mehrmals später Friedenserörterungen durch nichtamtliche Mittelspersonen n i c h t geführt worden sind? Außerdem ist jedes Friedensangebot ein Bekenntnis der Schwäche. Als ein solches ist demnach auch das unsrige im Jahre 1916 von unseren Feinden eingeschätzt worden. Das sind aber politische Dinge. Aufgabe des Feldherrn ist es, den Krieg nicht bis zu einem beliebigen Abschnitt, sondern bis zur Vernichtung des Feindes zu führen. Erst wenn diese nicht mehr möglich erscheint, hat er den Politiker zu benachrichtigen. Das hat Ludendorff unverzüglich im August 1918 getan. Er ist aber nicht gehört worden.

Der Generalstab wird endlich auch noch für das durch den Einmarsch in Belgien verursachte Unrecht verantwortlich gemacht. Mit Recht. Dieser Einmarsch war grundlegender Feldzugsgedanke und als solcher dem Reichskanzler bekannt. Er war Vorbedingung für die erstrebte schnelle Niederwerfung Frankreichs. Wenn General von Bernhardi anderer Ansicht ist, so sei erinnert, daß er seit Jahren dem Generalstab nicht mehr angehörte, und daß dieser seine geheimsten Pläne niemandem anvertraut, als dem, der sie kennen m u ß. Im übrigen wurde Belgien der friedliche Durchmarsch angeboten. Erst durch die an sich verständliche Ablehnung wurde das Unrecht zum Unheil.

Wir glauben dem Vf. des hier besprochenen Buches gern, und seine Darstellung beweist es, daß er es nicht vom moralisierenden, sondern vom sachlich kritischen Standpunkt geschrieben habe. Wenn aber die sachlichen Grundlagen falsch sind, so kann auch die Kritik nicht stimmen, die sich darauf

stützt. Eine Sicherstellung historisch-politischer Tatsachen ist also durch die Schrift St.s nicht erreicht worden.

Berlin. Karl Krafft.

Charmatz, Richard, Deutsche Demokratie. Kl. 4°. 120 S. Wien-Warnsdorf-Leipzig, Ed. Stracht, 1918. Kart. M. 3.—.

Der deutsch-österreichische Vf. stellt sich die Aufgabe, zu untersuchen, in welchem Maße das Deutsche Reich für die Herrschaft des Volkes reif ist und welches Gepräge eine deutsche Demokratie tragen müsse. In dem einleitenden Abschnitte „Die Grenzen der Theorie“ erörtert er auf historischer Grundlage das Wesen der Demokratie und die Verwirklichungsmöglichkeit ihrer Ziele. Diese werden dargelegt und mit der Wirklichkeit verglichen, wie sie in den drei demokratischen Großstaaten — Großbritannien, Frankreich und der nordamerikanischen Union — besteht. Die Demokratie in diesen Ländern zeigt mancherlei Auswüchse und Lücken. So gab es z. B. zu Anfang des Weltkrieges in England für das Haus der Gemeinen noch kein allgemeines gleiches Stimmrecht; trotzdem aber ziehen die Bürger dieser Staaten diese Verfassung jeder anderen Herrschaftsform vor.

Volksherrschaft ist das Problem der Anpassung und Erziehung. Das allgemeine gleiche Stimmrecht ist noch nicht die Demokratie, sondern nur eine ihrer Voraussetzungen. Für eine demokratische Staatsform müssen die Massen erst erzogen werden.

Die Betrachtung der deutschen Politik zeigt, daß trotz aller Schranken des Obrigkeitsstaates der Persönlichkeitstrieb und der Unabhängigkeitssinn der Deutschen sich immer wieder durchgesetzt haben. Ausführliche Behandlung erfährt der Gegensatz zwischen Nord und Süd. Der Vf. sieht ihn mehr und mehr schwinden und ist überzeugt, daß mit jedem Schritte, den Preußen auf der Bahn der Demokratisierung vorwärts macht, die Erscheinungen des Andersseins absterben. Die Linie des Entwicklungsprozesses, den das politische Denken der Regierenden in Preußen genommen hat, führt von Friedrich II. über Wilhelm I. zu Wilhelm II. Der Große König wird als aufgeklärter Selbstherrscher der Begründer des obrigkeitlichen Wohlfahrtsstaates. Der erste Kaiser, eine durchaus konservative Natur, war ein Anhänger der parlamentarischen Gesetzgebung, aber ein entschiedener Gegner der parlamentarischen Regierung. Sein Enkel Wilhelm II. wurde zum Kaiser des Industrialismus und des Verkehres. Die Verfassung hielt er hoch, und seinen konstitutionellen Pflichten suchte er getreulich zu entsprechen. In seiner Osterbotschaft vom Jahre 1917 trat er für die Umbildung des preußischen Landtags in liberalem Sinne ein, und bei der Berufung Hertlings zum Reichskanzler inaugurierte er das parlamentarische Regierungssystem.

In der Demokratisierung des Deutschen Reiches sieht Ch. die geschichtliche Aufgabe der Zeit. Seine Hoffnung, daß über

der deutschen Demokratie die Kaiserstandarte flattern werde, hat der Novembersturm der Revolution verweht. Möge sich dafür sein froher Glaube bewähren, daß ein nationaler Weltsinn die Deutschen in Zukunft erfülle.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Dopsch, Alfons, Österreichs geschichtliche Sendung. (Österr. Bücherei, hrsg. v. d. österr. waffenbrüderl. Vereinigung, 1. Bdch.) Kl. 8°. 94 S. Wien u. Leipzig, Carl Fromme, o. J. M. —.80.

Wehmütig, wie so viele andere tüchtige Schriften aus der Kriegszeit, liest man dieses Bändchen. Wo ist die Hoffnung des Vfs. hin: daß, wie alle Jhe., auch jetzt in Österreich „ein starker Antrieb zu staatlicher Kohäsion vorhanden, der in Zeiten äußerer Bedrohung völkerverbindend wirken würde"? — Wir haben bei dieser Kriegsliteratur nachträglich nur zu fragen, ob sie auch nach der Zeit, der sie diente, noch brauchbar sei? Das wird bei einem Kenner wie D. gewiß zu bejahen sein. Besonders lehrreich sind seine Bemerkungen über die früheren Zeiten; das 19. Jh. wird allzu kurz behandelt. Der größte Fehler der österreichischen Politik — das Festhalten am italienischen Besitz — wird gerechtfertigt; aber etwas anderes war die Verteidigung der seit 1866 gezogenen Grenzen, etwas anderes die verderbliche, bis dahin ausgeübte Fremdherrschaft in Lombardei und Venetien.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Kaindl, Raimund Friedrich, Böhmen. Zur Einführung in d. böhm. Frage. Mit 1 Karte. (Aus Natur u. Geisteswelt 701. Bdch.) 8°. IX u. 138 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1919. M. 1.20.

Seit L. Schlesingers 1870 erschienenem Werk haben wir keine zusammenhängende Darstellung der böhmischen Frage von ihrer Entstehung bis zur Gegenwart von einem Deutschen erhalten. Seitdem hat die Wissenschaft so viele neue Erkenntnisse gewonnen, ist eine so wechselvolle Kampf- und Leidenszeit über das Deutschtum hereingebrochen, daß zuverlässige Führung dringendes Bedürfnis wurde. Der Mangel war um so schmerzlicher, als gerade das Verhältnis der Deutschen und Tschechen den ungeheuerlichsten Verdrehungen von jeher ausgesetzt war und die geflissentlich falsche Darstellung der sog. tschechischen Wissenschaft von nur allzu vielen im Deutschen Reich leichtfertig geglaubt und von den Feinden mit Begier ausgebeutet wurde. Mit kühnem Wurf hat jetzt K. in gedrängter Kürze und unübertrefflicher Klarheit die böhmische Frage nach allen Seiten bis zur unmittelbaren Gegenwart dargestellt. Die reichhaltige Schriftenübersicht, die er seinem Buch als wertvolle Zugabe beigefügt hat, führt zudem Teiluntersuchungen aus den mannigfaltigsten Lebensgebieten auf.

In den ersten 3 Kapiteln behandelt K. die Geschichte Böhmens, Mährens und Schlesiens bis zur josefinischen Zeit. Er richtet dabei sein besonderes Augenmerk auf den Nachweis der geringen politischen Zusammengehörigkeit dieser Länder und erweist die Voraussetzungen des sog. böhmischen Staatsrechts als gröbliche Geschichtsklitterung. Das Palackysche Dogma von einer besonderen, erst mit Ottokar II. einsetzenden planmäßigen Germanisation, das auch von Bachmann noch mehr oder weniger festgehalten wurde, lehnt K. stillschweigend ab und hebt den bestimmenden Einfluß deutscher Kultur in allen Zweigen des staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Lebens längst vor Ottokar hervor. Bei der Darstellung der völkischen Wiedergeburt der Tschechen bis 1848 (4. Kap.) wären vielleicht der Einfluß der mährischen Brüder und „Stillen im Lande" und weiterhin der Einfluß der Herderschen Ideen, wie er hauptsächlich bei Kollar hervortritt, noch mehr zu betonen. Bemerkenswert ist der Hinweis, daß der Patriotismus der Tschechen schon 1809 viel zu wünschen übrigließ. Immerhin waren die breiten Schichten der Bevölkerung damals für eine nationale Bewegung noch nicht zu erwärmen; sie war wesentlich noch eine Sache eigensüchtiger Feudalherren. Die Februarrevolution ließ erst die Flamme auflodern. Im Beginn des völkischen Kampfes 1848—1863 (Kap. 5) wurde das nationale Föderativprinzip zuerst von Deutschböhmen erfochten; 1848 waren noch Deutschböhmen und Tschechen mit der Aufteilung der Sudetenländer in ein deutsches und tschechisches Gebiet einverstanden. Der nächste Zeitabschnitt brachte den Zusammenbruch des deutschen Einflusses. Die Abgrenzung dieses Zeitabschnitts, die K. gewählt hat, 1863—1879, will nicht einleuchten. Der Frankfurter Fürstentag hat für den Völkerkampf in Österreich nur eine höchst mittelbare Bedeutung; viel unmittelbarer wirkten doch gewiß die Verfassungen von 1861 und 1867. Ebenso dürfte sich als Schluß dieses Abschnitts eher das Jahr 1876 als 1879 empfehlen; 1876 ist das Jahr, in dem die Tschechen ihre „Abstinenzpolitik" aufgaben und sich der Regierung zur Verfügung stellten, als die Deutschen sich ihr in der Balkanfrage versagten. In dieser Zeit entwickeln sich die großangelegte, planvolle Bekämpfung des Deutschtums innerhalb des Habsburgerreiches und die Verschwörertätigkeit gegen Preußen-Deutschland. Schon vor dem deutsch-französischen Krieg knüpfen sich hochverräterische Beziehungen zu Frankreich und Rußland. Nach der Gründung des Deutschen Reichs werden die Zertrümmerung Österreichs und die Schaffung eines böhmisch-mährisch-slowakischen Königreichs erklärtes Hauptziel der allslawischen Politik; nun war natürlich von nationaler Autonomie nicht mehr die Rede, wie ja auch jetzt Kramarsch keinen Anstand nimmt, den Popanz des Selbstbestimmungs-

rechts, mit dem unsere Feinde Deutschland narren, als „ein Philosophem“ zu erklären, „als eine Art idealen Zukunftgedankens, der auf Böhmen keine Anwendung finden werde“. Vielleicht am wertvollsten sind die Kap. 7—10, die Darstellung der letzten vierzig Jahre, die so übersichtlich wohl kaum bisher gegeben sein möchten. Dem moralischen Fundament, das die Staatsgründung der Tschechen und Polen gleichermaßen brandmarkt, ihrer Hochverräterei und erbärmlichen Niedertracht gegen wehrlose Deutsche, ist das Schlußkapitel gewidmet.

Bei aller Anerkennung im ganzen und im einzelnen können zwei kleine Wünsche nicht unausgesprochen bleiben. Man vermißt eine kurze geographische Skizze; es kann hier nicht im einzelnen ausgeführt werden, wie notwendig Klarheit über die natürlichen Bedingungen der Lage für das richtige Verständnis der böhmischen Frage ist, und man wird nicht behaupten wollen, daß die etwas roh ausgefallene „Karte“, die dem Buch beigegeben ist, den Mangel ausgleicht. Der zweite Wunsch betrifft die Schreibweise der Namen. Schreibt man Tscheche, so kann man auch Tschelakowsky und Kramarsch schreiben. Die Kenntnis tschechischer Schriftzeichen kann man nicht als bekannt voraussetzen, und es schadet wohl am Ende auch nicht, wenn ein Deutscher ausländische Namen mit deutschem Zungenschlag ausspricht.

Potsdam. Richard Boschan.

Daenell, Ernst, Dänemark. (Auslandsstudien a. d. Univ. Halle-Wittenberg. 2. Reihe. D. Ausland im Weltkrieg, 3. Heft.) 8°. 39 S. Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.40 u. 40 % Zuschl.

Der Ende Juni 1919 in Halle gehaltene und dann etwas erweiterte Vortrag D.s skizziert, unter besonderer Berücksichtigung der Begebenheiten während des Weltkrieges, die politische und soziale Entwicklung Dänemarks seit der Verfassung vom 5. Juni 1849. Bei der Schilderung der Ereignisse bis 1912 hat der Vf., wie aus mehreren Stichproben hervorgeht, neben anderen Quellen vor allem die von mir in der 6. Aufl. von Meyers Gr. Konv.-Lexikon und den späteren Ergänzungsbänden veröffentlichten dänischen Geschichtsübersichten recht geschickt, z. T. wörtlich verwertet. Im 1. Kap. („Bis zur Einführung des Parlamentarismus 1901“) ist der Abschnitt über Entstehung und Entwicklung der dänischen Sozialdemokratie (S. 12 ff) als besonders lehrreich hervorzuheben. Auch das 2. Kap. („Bis zur Stimmrechtserweiterung 1915“) bietet manches Interessante. Etwas unklar sind hier die Ausführungen über die Entstehungsgeschichte der Wahlreform vom 5. Juni 1915, deren Inhalt im übrigen mit den Angaben D.s (S. 23) nicht ganz übereinstimmt. Das 3. Kap.

(„Die Kriegszeit") schildert verständnisvoll und unparteiisch die Begebenheiten bis Anfang Sept. 1919. Die späteren „Enthüllungen" über die dänisch-deutschen Unterhandlungen von 1902/3 und 1906/7 und über die Berliner „inoffiziellen Besprechungen" des Kopenhagener Geschichtsprofessors Aage Friis im Herbst 1918 hat der Vf. mithin nicht mehr berücksichtigen können. Recht wertvoll sind seine Bemerkungen über die Schleswigfrage, die er schon früher auf Grund seiner mehrjährigen Wirksamkeit als Kieler Universitätsprofessor wiederholt wissenschaftlich behandelt hatte. Seine skeptische Auffassung betreffs der Zukunft des radikal-sozialistischen Kabinetts Zahle, dessen Außenpolitik während des Weltkrieges eine ehrliche Neutralität den beiden Mächtegruppen gegenüber erstrebte, hat sich inzwischen (Ende März 1920) bewahrheitet.

In dem beigefügten Literaturverzeichnis vermisse ich u. a. eine längere Broschüre des dänischen Schriftstellers Chr. Reventlow: „Krigen og vi. Kritik og Orientering" (Kopenh. 1916), die eine gute kritische Übersicht verschiedener deutschfeindlichen dänischen Schriften aus der ersten Zeit des Weltkrieges (Nyrop, J. P. Bang usw.) gibt.

Alles in allem bietet das Schriftchen D.s eine vortreffliche Übersicht über die neueste außen- und innerpolitische Entwicklung unsers nordischen Nachbarlandes, dessen Geschichte durch die schleswigsche Streitfrage jetzt für uns ein doppeltes Interesse gewonnen hat.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Schnettler, Otto, Westfalen und Livland. 8⁰. 94 S. Münster i. W., Coppenrath, 1916. M. 2.50.

Des Vfs. Unternehmen, den sehr bedeutenden Anteil der Westfalen an der Kolonisation und Eindeutschung Livlands einmal genauer nachzuweisen, war an sich sehr verdienstvoll; es ist ja an Einzelheiten über die Leistung der Westfalen im Osten einem weiteren Kreise so gut wie nichts bekannt. Auch das Gesamtbild für die Wissenschaft konnte erheblich gewinnen; und nach dem neuen Livlandzuge deutscher und darunter wiederum westfälischer Krieger war das Thema ganz besonders zeitgemäß. Das Büchlein wird auch manchem Leser manches Wissenswerte bieten und dem Geschichtsfreunde ganz gut eine erste Bekanntschaft mit dem westfälischen Livland vermitteln. Tiefer kann die Wirkung leider nicht gehen, da die Arbeit, offensichtlich hastig und flüchtig gefertigt und wenig sorgsam gegliedert, nur an der Oberfläche livländischen Lebens haften bleibt. Unverständlich ist schon die Reihenfolge, in der die livländischen Kreise und die Westfalen in ihnen geschildert werden: 1. Landritter, 2. Klerus, 3. Bürgertum, 4. Orden. Nach seiner Bedeutung für das livländische

Staatswesen war doch der Orden an erster Stelle zu behandeln. Auch mußte über die einzelnen Stände einiges Zusammenfassende gesagt werden. Aber das vorausgeschickte Literaturverzeichnis weist nach, daß die tiefergrabenden Untersuchungen, von Arbusow, v. Bunge, v. Bulmerincq, Frhrn. v. Fircks, v. Gernet, Gritzner, Seraphim, Stavenhagen, v. Transehe-Roseneck u. a. nicht herangezogen sind. Noch schlimmer ist es, daß Schn. auch mit dem Quellenstoff nur unzureichend sich vertraut gemacht hat. Mit dem Livländischen Urkundenbuch allein, wie der Vf. so ziemlich getan, kann man diese Arbeit, selbst wenn sie — wie es im Vorwort heißt — nicht erschöpfend sein soll, unmöglich schreiben. Noch andere livländische Urkundenveröffentlichungen sind wichtig. Und auch die Chroniken bieten wertvollen Stoff; aber weder Heinrici Chronicon Lyvoniae noch die sonst bemerkenswerten Stücke aus den Scriptores rerum Livonicarum, noch die Livländische Reimchronik oder der Renner finden sich erwähnt. Die Quellen für das livländische Bürgertum weiter beruhen auch zu sehr beträchtlichem Teile in den verschiedenen sog. Stadtbüchern, den Schuldbüchern, Zinsregistern, Kämmereiregistern, Erbebüchern; und es waren also allein für die städtischen Teile noch die wertvollen Stoffveröffentlichungen von Hildebrand, Napiersky, v. Bulmerincq, Stieda-Mettig für Riga, von Arbusow und v. Nottbeck für Reval, die Ratsherrnlisten von Böthführ und v. Bunge u. a. m. heranzuziehen. Eine Arbeit wie die vorliegende muß endlich in sehr beträchtlichem Maße geschlechtergeschichtliche Grundlagen haben; aber auch das dreibändige Werk M. Gritzners „Der Adel der russischen Ostseeprovinzen", in Siebmachers Wappenbuch, Reihe III, 11, I. u. II, mit umfangreichen, wenn auch nur kritisch zu verwertenden Darstellungen, ist dem Vf. entgangen und die wichtige Folge des wissenschaftlich so erfreulich hochstehenden Mitauer Jahrbuchs für Genealogie hat er erst kennengelernt, als das Büchlein bis auf das Register schon gedruckt war.

Nach diesen Feststellungen über Literatur- und Quellenverwendung kann es nicht verwunderlich sein, daß die Ausführungen des Vf. zum Teil sehr schief, sehr lückenhaft und nicht selten durchaus unrichtig sind. Auf vieles kann hier aus Raumrücksichten gar nicht eingegangen werden; aber einer Reihe falscher Angaben soll doch entgegengetreten werden, damit sie nicht allzu rettungslos weiterwuchern. Zunächst einmal: Der erste Meister des livländischen Deutschritterordens, der berühmte Hermann Balke, ist durchaus nicht sicher „aus Balksen bei Soest" (S. 13, 48); denn ausgerechnet in Balksen ist ein Besitz der Balke nicht mehr nachzuweisen, wohl dagegen in Balking bei Berwicke, Kr. Soest. Übrigens hat A. v. Mülverstedt in einem Aufsatz die Westfaleneigenschaft Hermann Balkes überhaupt bestritten; ich werde auf

die schwierige Frage in einer Studie über „Soester Adel und Bürgertum im alten Livland“ näher eingehen. Sehr bedenklich ist ferner die Schn.sche Festlegung auf westfälischen Ursprung für den Ordensmeister Mangold, angeblich „v. Sternberg“ (1281—1283). Auch die Westfalenherkunft der Meister Gottfried Rogge (1298—1306) und Reimer Hane (1314—1328) hätte Schn. erst wahrscheinlich machen müssen. Völlig zu Unrecht sind die Meister Eberhard v. Monheim und Robin v. „Elzen“ (S. 81) als westfälisch hingestellt; beide waren Rheinländer, der zweite gehörte dem bekannten Geschlecht Eltz an, wie schon aus der livländischen Literatur leicht zu ersehen. Falsch ist es ferner, daß Schn. den größten Ordensmeister Livlands, Wolter v. Plettenberg, aus dem Hause Nehlen bei Soest stammen läßt. Zwar hat E. Vogeler das als möglich hingestellt, aber dann durfte Schn. es nicht gleich sicher sein lassen; und wenn ihm die Kurländischen Güterchroniken (N. F., bearb. von E. Frhrn. v. Fircks) bekannt geworden wären, hätte er aus den dort mitgeteilten Plettenberg-Urkunden ersehen können, daß die Heimat Wolters zweifellos das Haus Meyerich, Kr. Soest, und nicht Nehlen gewesen ist. Auch die von Schn. aufgestellte Reihe der „westfälischen“ Landmarschälle (S. 80) ist mangelhaft. Johann Ungnade war kein Westfale, sondern Rheinländer; Andreas „v. Sternberg“ (richtig Stenberg) ist, wie auch Heinrich v. Notleben, ebenfalls nicht westfälischen Ursprungs gewesen. Bei andern sind noch Nachprüfungen notwendig. Heinrich Vogt v. Elspe war nicht Landmarschall, sondern Marschall zu Wenden. Dafür fehlt Christoph v. Neuhof gt. Ley, Landmarschall 1556—1558. Ebenso sind in die Liste der „Westfalen als Komture und Vögte“ (S. 76—80) Nichtwestfalen geraten: z. B. der Moselländer Ungnade, der Ostfale Lente (trotz S. 56), der Rheinländer v. der Heyden-Rynsch, der Niederländer Surmont v. Hindersten (aus Livländ. UB. XI, 672 völlig ersichtlich! Übrigens ist S. v. H. nach Livländ. UB. XI, 160, S. 126 Anm. 1 auch wohl n i c h t Komtur zu Doblen, wie Schn. S. 76 sagt, gewesen). Besondere Beweisführung müßte Schn. u. a. für die Hungersdorp-Grevesmolen (trotz UB. XI, 160, denn für Herren unsicherer Herkunft ist schon damals mehr als einmal „Westfalen“ erschlichen!), Hane, Ulmer, Bösinger anstellen. Weiter sind viele der beigegebenen Daten ungenau oder ganz falsch, wofür man schon das Livländ. UB. und dann vor allem Arbusows wertvolle, Schn. leider entgangene Arbeit „Die im Deutschen Orden in Livland vertretenen Geschlechter“ (Jahrbuch für Genealogie 1899 und 1907/08) nachschlagen kann.

So hat denn Schn. eine kurze systematische, zuverlässige, freilich nur bei genauester Kenntnis des westfälischen Adels mögliche Übersicht über die Westfalen im Orden nicht gegeben.

Um ergänzend den außerordentlichen Eifer mancher westfälischen Geschlechter um Livland zu zeigen, stelle ich (nach Arbusow) fest: Von den Fürstenberg sind nicht weniger als 23 Sprossen im livländischen Orden nachweisbar (und wieviel mehr mögen es in Wirklichkeit gewesen sein!), von den Recke 10, von den Plettenberg 8 oder 9, den Galen und Frydag je 8, den Lappe 7, den Langen, Sunger, Torck je 5; und zahllose andere Geschlechter schließen sich an, von denen Schn. sehr viele überhaupt nicht nennt. Die übrigen „Nationen" Deutschlands stehen im Vergleich zu den Westfalen in der Beschickung Livlands weit zurück. Die Rheinländer kommen erst mit nachweisbar 5 Balen, je 4 Hugenpoet und Loe, die Hessen mit 4 Gilsa. Unter den Westfalen wiederum stehen die aus dem nördlichen Westfalen und der anschließenden Grafschaft Mark an erster Stelle; das ungefähre Verhältnis der Landesteile im einzelnen herauszuarbeiten, wäre eine lohnende Aufgabe gewesen.

In der Landritterschaft, im Landadel Livlands sind die Westfalen ebenfalls sehr zahlreich gewesen und auch heute noch dort vertreten. Auch dies hat Schn. des näheren nur sehr obenhin gewertet; die $3^1/_2$ Seiten, die er den „Landrittern" widmet, sind die dürftigsten des ganzen Buches. Und schon Gritzners Werk, vorsichtig benutzt, dann vor allem die von E. Frhrn. v. Fircks mit umfassenden Anmerkungen veröffentlichte kurländische Ritterschaftsmatrikel, daneben die von Livland und Estland, hätten Bemerkenswertes ergeben. Zur kurländischen Ritterschaft z. B. gehörten nach jener Quelle um 1620/30 etwas mehr als 100 Geschlechter, und davon waren mehr als 50 westfälisch. Wie viele aber blühten damals längst nicht mehr und hatten neuem Zuzug Platz gemacht, der seit beginnender Neuzeit meist aus Ostelbien kam! Auf die Einzelheiten auch in diesem wie den weiteren Abschnitten näher einzugehen, verbietet der Raum. Viele westfälische Geschlechter im livländischen Landadel führt Schn. nicht auf; andere bezeichnet er zu Unrecht als westfälisch, so die Buxhöwden, Bardewich, Heyden-Rynsch, Rosen, Zöge, Tiesenhausen und weitere. Die auf S. 69 gebotene Übersicht der noch heute in Livland blühenden Westfalengeschlechter ist ebenfalls unzuverlässig; sehr bemerkenswerte wie die Bönninghausen-Budberg, Keyserlingk, Wrede u. a. fehlen. Die von Schn. genannten Altenbockum, Münster, Plettenberg u. a. sind dagegen nicht mehr in Livland vertreten. Von den nebenbei eingeflochtenen ständegeschichtlichen Bemerkungen Schn.s sind manche bedauerlich schief.

Auf die Westfalen im livländischen Bürgertum geht Schn. ausführlicher ein. Aber seine Anführungen sind doch mehr oder weniger zufällig, da er die vielen stadtgeschichtlichen Quellenveröffentlichungen unbenutzt gelassen hat. Im allgemeinen stellt Schn. die Geschlechter fest, die nach westfälischen

Orten benannt sind und sich damit leicht ermitteln ließen, und dann diejenigen, die nach dem Urkundenstoff des Livländ. UB. nachweisbare Beziehungen zu Westfalen hatten. Die „westfälisch klingenden“ Namen können aber auch manchmal irreführen; die S. 26 erwähnten Bocholt z. B. — „Buchhölzer“ gab es ja auch anderwärts — stammen nicht aus dem westfälischen Städtchen Bocholt, sondern (zufällig erweisbar) aus Ostfalen. Daneben waren aber natürlich noch viele andersbenannte Westfalen in Livlands Städten; sie kann freilich zu beträchtlichem Teile nur der feststellen, der über umfassendere Einzelkenntnisse in der Geschlechterkunde Westfalens verfügt. Aus Soest z. B. werde ich a. a. O. noch viele Geschlechter nennen, die Schn. entgangen sind (als die bemerkenswertesten: die Berwicke, Mit der Eisenhand, Morum, Wiggeringhusen, Dael, Klocke im Rigaer Patriziat z. B.; oder im Landadel die Meyburg, Bockum-Dolffs, Blanckennagel; diese alle nach livländischen Quellen). Übrigens waren die S. 27 erwähnten Soester Papen — gerade nach dem Livländ. UB. — nicht Dorpater, sondern Rigaer Ratsherren, die S. 32 genannten Bovenacker — ebenfalls nach Schn.s Quelle: Livl. UB. II, 994 — nicht aus Soest, sondern aus Herzberg. Besonders bedauerlich ist, daß Schn. den so bemerkenswerten „Stuben von Münster und Soest“ in Riga nur wenige Zeilen einräumt; sie haben auch nicht nur „noch Mitte des 18. Jh. in Riga bestanden“ (S. 25), sondern bestehen dort unter dem Namen Häuser der Großen und Kleinen Gilde noch heute.

Zu dem Kapitel über den Klerus hätte Arbusows große Arbeit über die Geistlichkeit Livlands (Jahrbuch für Genealogie 1900 u. 1901) noch manches ergeben. Hier sei nur angeführt, daß die Herren Johann Stamton und Magister Thyngull, beide Herefordensis diocesis, nicht aus dem westfälischen Herford stammen (S. 23), sondern natürlich aus dem englischen Heresford. Eine westfälische Diözese Herford hat es ja auch nie gegeben. Eine ähnliche Verkennung macht das Zisterzienserinnen-Nonnenkloster Himmelpforten an der Ruhr zu einem kolonisierenden Mönchskloster (S. 13) oder den Kreuzfahrer Grafen Albert von Holstein zu einem Grafen von Elsaß (S. 11).

Wie die Westfalen in Livland, so möchte Schn. nun auch Livländer in Westfalen nachweisen. Auch hierbei unterlaufen ihm aber allerlei Irrtümer. Neben andern z. B. haben die Soester Patrizier v. der Winden mit dem livländischen Windau (S. 27) gar nichts zu tun, und der „durchaus estnisch klingende Name“ des aus dem Stifte Münster stammenden Ordensbruders Rudolf „Kyrienppe“ (S. 87) ist zweifellos nur eine der vielen Verstümmelungen westfälischer Namen durch livländische Schreiber; sein Träger ist m. E. ein Angehöriger der Kreyenribbe aus dem Geschlecht v. Langen, die im Stifte Münster saßen und gerade den Vornamen Rudolf führten.

Nicht ungerügt darf endlich die Lässigkeit bleiben, mit der Schn. die Namen der einzelnen Geschlechter aufführt. Er gibt unbedenklich die verschiedensten Formen desselben Namens nebeneinander, wie die Quellen sie gerade enthalten, nur selten aber die von der Geschlechterkunde festgelegte, wissenschaftlich einzig benutzbare Form.

Diese Ausführungen beleuchten nur das Wesentliche, und meist nur an einzelnen Beispielen. Daß nach alledem das Buch nur mit Vorsicht verwendet werden kann, brauche ich nicht mehr zu betonen. Schn. hat inzwischen in den „Dortmunder Beiträgen“ eine weitere Livlandarbeit erscheinen lassen, über die Beziehungen Dortmunds und der Grafschaft Mark zu Livland, die leider ebenfalls zu vielen Einwänden Anlaß bietet. Eine Darstellung des westfälischen Adels in Livland kündigt er an. Hoffentlich verwendet er für sie eine andere Arbeitsweise und umfassendere Quellen; ohne ein gründlichstes Eindringen in den livländischen wie in den westfälischen Adel und ohne Benutzung der in Westfalen wie in Livland vorhandenen Stammtafelsammlungen wäre sie gar nicht zu schreiben.

Leipzig. Friedrich von Klocke.

Devrient, Ernst, Familienforschung. 2. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 350. Bdch.) Kl. 8°. 132 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. Kart. M. 1 60.

Von D.s handlichem Leitfaden über Familienforschung ist bald nach Kriegsende eine neue Aufl. zur Ausgabe gelangt, die im allgemeinen den wohl durchweg anerkannten Inhalt der ersten (1911 erschienenen) beibehalten hat. Das Büchlein ist bei der streng wissenschaftlichen Methode seiner Darstellungsweise allen denen zu empfehlen, die sich über die auf dem Gebiet der Genealogie vorliegenden Ergebnisse und Probleme unterrichten wollen, wenn diese auch nicht restlos bis zur neuesten Zeit berücksichtigt sind. — Eine Auseinandersetzung des Vf. mit Kerns Auslassungen („Zur neuesten Literatur über die Aufgaben der Genealogie“ in der Historischen Zeitschr., Bd. 111, S. 600 ff.) wäre zu wünschen gewesen.

Leipzig. Friedr. Wecken.

Muckle, Friedr., Die großen Sozialisten. I. Tl.: Owen, Fourier, Proudhon. II. Tl.: Saint-Simon, Pecqueur, Buchez, Blanc, Rodbertus, Weitling, Marx, Lassalle. 3. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 269. u. 270. Bdch.) Kl. 8°. 151 u. 123 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1919. M. 3.20, geb. M. 3.80.

In Bd. 45, S. 273 ff. dieser Zeitschrift machte ich auf die instruktive kleine Schrift von Muckle „Die Gesch. der sozialen Ideen im 19. Jh.“ aufmerksam, die damals in der 1917

erschienenen 2. Aufl. vorlag. Es entspricht den in jener Anzeige hervorgehobenen Vorzügen der Arbeit wie dem Interesse, das ihr Thema grade in der gegenwärtigen Zeit erweckt, daß schon 1919 eine neue Aufl. erschienen ist. Der Vf. hat ihr einen neuen Titel „Die großen Sozialisten" gegeben. Diese Änderung hängt damit zusammen, daß „das Werk einem dringenden Wunsche des Verlegers entsprechend gekürzt werden mußte". Deshalb hat M. „sich entschlossen, lediglich jene Sozialisten zu behandeln, die in der Geschichte der sozialen Bewegung des 19. Jh. als die beherrschenden Gipfel aufragen". Daher sind in der 3. Aufl., die nur 254 Seiten im Gegensatz zu den 308 der vorigen bringt, die englischen Sozialisten Hull, Gray, Hodgskin und Thompson weggelassen und auch sonst kleine Kürzungen vorgenommen. Jedenfalls dürfte mancher deshalb noch jetzt lieber zu der früheren Aufl. greifen. Andrerseits wird man jedoch dem Vf. zugestehen, daß durch die Kürzung die Arbeit zwar „in mancher Hinsicht eine Einbuße erlitten", aber doch insofern auch „gewonnen" hat, als sie „durchsichtiger" geworden ist. Auch „will" jetzt, nach Angabe des Vf., „das Werk nicht nur belehren, sondern auch den Geist einer neuen, jenseits des Kapitalismus erblühenden Kultur voller Fülle und Hoheit wecken".

Auch wer der Ansicht von dem Erblühen dieser Kultur auf Grund der gegenwärtigen Lage recht skeptisch gegenübersteht und die jetzt im Vorwort zur neuen Aufl. erwähnten politischen Ansichten des Vf. nicht teilt, wird das Werk doch mit Interesse und Nutzen lesen. Doch möchte ich an dieser Stelle mein Bedauern darüber aussprechen, daß M. in der neuen Aufl. zwar manches gestrichen, aber keine Änderungen vorgenommen hat, auch nicht solche, die nach meiner ihm bekannt gewordenen Besprechung der 2. Aufl. erforderlich sind.

Berlin. Carl Koehne.

Krag, Wilhelm, Die Paumgartner von Nürnberg und Augsburg. Ein Beitrag z. Handelsgesch. d. XV. u. XVI. Jh. (Schwäb. Geschichtsqu. u. Forsch., hrsg. v. P. Dirr, 1. Heft.) 8°. VIII u. 137 S. München, Duncker & Humblot, 1919. M. 6.— u. 25 % Zuschlag.

Die einleitenden Worte des Hrsgs., wonach die drei ersten Hefte dieser Schriftenfolge, welche die Arbeit Krags eröffnet, durch die mißlichen Zeitumstände zwar verspätet erscheinen, aber „in ihrem wissenschaftlichen Gehalte und Werte keineswegs überholt" sind, kann man getrost unterschreiben. Die Paumgartner — allen denen, die sich im „Zeitalter der Fugger" umgesehen, wohl bekannt — verdienten eine Monographie, wozu der Fugger-Forscher Max Jansen den Vf. angeregt hat.

Krag vermag Ehrenberg und Strieder nicht unwesentlich zu ergänzen und zu berichtigen. So ist ein besonderer Anhang den bayrischen Baumgartnern von Kufstein und Wasserburg gewidmet, deren Haupt Hans Baumgartner — der Vf. wendet für diesen Zweig eine andere Schreibweise an als für die Nürnberger und Augsburger Familie — seit 1470 im Tiroler Metallhandel und Bergbau eine führende Rolle spielt. Dieser war von jenen Forschern mit dem gleichnamigen Augsburger verwechselt worden, was in der Geschichte des Geschlechts erhebliche Verwirrung angerichtet hatte.

Das Schicksal der Paumgartner zeigt alle bekannten Züge der großen oberdeutschen Kaufmannsfamilien des 15. u. 16. Jh. Der Vater erwirbt's, der Sohn vermehrt's, der Enkel verdirbt's. Der große Reichtum führt zum Freiherrnstand, Mäcenatentum, Grundbesitz und zur Verschwägerung mit dem Landadel, kann aber raschen Vermögensverfall nicht hemmen. Aufstieg und Niedergang folgen sich hier in dramatischer, doppelter Abwandlung: Die Paumgartner von Nürnberg, die nach Kr. dem niederen Landadel Ostfrankens entstammen, bringen in Konrad P. (ca. 1380—1464) einen bedeutenden Kaufmann hervor, der als Haupt seiner blühenden Familie an Festtagen 74 Enkel und 40 Urenkel um sich versammelt. Sein Sohn Anton (1418—1475) stirbt als gebrochener Mann in der Fremde, so daß Konrads Enkel Franz und Hans Nürnberg meiden und in Augsburg ihr Glück versuchen. Dieses Augsburgers Hans gleichnamiger Sohn (ca. 1490—1549) ist einer jener Geschäftsleute ganz großen Stils, dem Jakob Fugger vergleichbar. Wie es scheint, ist er in seinen Mitteln wenig wählerisch, wenn er als eifriger Parteigänger Karls V. und Vertrauensmann Granvelles die Gegenpartei, voran Melanchthon und Buzer, „mit seinem gulden spies“ zu gewinnen versucht. Von seinen Söhnen falliert der eine, der andere stirbt als Anhänger Wilhelms von Grumbach von Henkershand (1567). Die glänzende Besitzung der Familie, Hohenschwangau, erst 1535 erworben, gelangt damals an die Wittelsbacher.

Auf handelsgeschichtlichem Gebiete im engeren Sinne fließen die Quellen nicht gerade reichlich. Das Wichtigste, was der fleißige Vf. beibringt, entstammt den Kopialbüchern des Innsbrucker Statthalterei-Archivs. Wir sehen Hans P. den Jüngeren seit 1518 den Ankauf von Tiroler Grubenanteilen — von 1500—1530 erreicht der Tiroler Bergbau auf Silber und Kupfer seinen Höhepunkt — im großen betreiben; 1526 hat er „das ansehnlichste Bergwerk“. Mit Anton Fugger gemeinsam erwehrt er sich der gleich ihm in Augsburg ansässigen Bimmel, die in den Tiroler Silberhandel einzudringen versuchen, muß es dann freilich auch erleben, daß der Fugger ihn selbst auf dem Wege über König Ferdinand in Wien aus Tirol verdrängen will. Die Innsbrucker Regierung muß darauf-

hin ihren Landesherrn ersuchen, nicht eigenmächtig Finanzabkommen abzuschließen. Man kann fragen, wer Herr im Lande Tirol war: Der römische König, der stets der Augsburger Geldleute bedurfte, seine Kammer in Innsbruck, die mit Müh und Not einen Botenlohn aufbringt, oder die Paumgartner und Genossen, die den Bergsegen einheimsen.

Charlottenburg. Rudolf Häpke.

Rethwisch, Conrad, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. 32. Jahrg., 1917. Gr. 8°. VIII u. 714 S. Berlin, Weidmann, 1918. M. 28.—.

Literatur und Berichte stammen aus der Zeit vor der Schicksalswende des Deutschen Reiches und sind unvollständig; die Abschnitte Evangelische Religionslehre, Griechisch und Erdkunde fehlen.

Unter dem Titel „Die Vorbildung des Oberlehrers, ein Rückblick und ein Umblick" bespricht C. Rethwisch einleitend — nach dem ersten „Edikt wegen Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamts" von 1810 — das preußische „Reglement für die Prüfungen" von 1831 und 1866 sowie die Prüfungsordnungen von 1887, 1898 und 1917 neben der sächsischen von 1908, bayrischen von 1912 und württembergischen von 1913. Das Ergebnis ist: Eine Angleichung hat in den einzelnen Bundesstaaten stattgefunden, so daß eine bessere wissenschaftliche und soziale Rangstellung der Oberlehrer überall eingetreten ist, „ohne jede Abhängigkeit von Landesgrenzen" und mit besonderer Betonung der pädagogischen Ausbildung. Der Vorbereitungsdienst erstreckt sich in Preußen auf 2, in den andern Staaten auf 1 Jahr. Gegen den Vorschlag des preußischen Kultusministeriums, die Verlegung der praktischen „Vorbereitungszeit vor dem Beginn des Studiums" herbeizuführen, nahm der Vereinsverband akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands auf seinem Vertretertag am 30. November 1919 entschieden Stellung. Ebenda wurde mit Rücksicht auf die Notlage der Studienreferendare und -assessoren die Forderung gestellt, die Pensionierung der 65jährigen Philologen durchzuführen.

Der am Schlusse geäußerte Wunsch nach Hochschulprofessuren für Pädagogik — neben der einzigen preußischen in Frankfurt a. M. und den außerpreußischen in Leipzig, Gießen und München — wird von Julius Ziehen in seinem Berichte über Schulgeschichte wiederholt, mit dem Hinweis, daß die starke ideengeschichtliche Strömung der heutigen Geschichtswissenschaft für die Weiterentwicklung der pädagogischen Forschung bedeutungsvoll werden kann, die rein politische Richtung in der schulgeschichtlichen Literatur noch vielfach vermißt wird. Zeitgemäß verlangt Th. Zieglers Ge-

schichte der Pädagogik in der neuen, 4. Aufl. „Vereinheitlichung des gesamten Unterrichts- und Erziehungswesens und Erziehng zum Staat". Warm empfohlen wird E. M. Roloffs Lexikon der Pädagogik (Herder, Freiburg i. B., 5. Bd.), auch von J. N. Brunner in seinem Berichte über „Katholische Religionslehre"; im Schriftenverzeichnis wird bei Siegfried Aschner, „Der deutsche Unterricht und die Romantik" hervorgehoben, daß erst die romantische Bewegung den deutschen Schulunterricht geschaffen hat, in dem Bericht über Schulverfassung von L. Viereck betont, daß die „Neugestaltung des höheren Schulwesens deutscher Staaten im letzten Jahrzehnt", die R. Lehmann bespricht, im Anschluß an die preußische von 1901 erfolgt ist und einen Schritt zur einheitlichen Verfassung bedeutet, und schließlich von Schwartz in einem Vortrag über Gymnasium und Weltkultur behauptet: „Ohne eine Aristokratie des Geistes ist für uns weder eine politische Weltstellung zu erringen noch das zu bewahren, was wir gehabt haben: die Führung in der wissenschaftlichen Forschung und Erkenntnis". Demgemäß werden viele Vorschläge über eine Umgestaltung der höheren Schulen gemacht und besprochen. „Insbesondere muß der Geschichtsunterricht eine wesentliche Umarbeitung erfahren, muß ein klareres Verständnis des nationalen Wirtschaftslebens und der nationalen Arbeit, ja der Einführung in das nationale Berufsleben erstrebt werden." Inwieweit die neuen vom Unterrichtsminister in Aussicht gestellten Geschichtslehrbücher diesen Wunsch erfüllen oder ob Lehrbücher der Fachschulen aushelfen müssen, steht noch dahin. Den Einheitsschulgedanken hat schon Fichte in seinen „Reden" stark betont, wie Lorenz in seiner Veröffentlichung „Drei Nationalschulentwürfe aus klassischer Zeit" hervorhebt. Unter nationaler Erziehung versteht die Schweiz, nach Barths Auseinandersetzung über „Ziel, Umfang und Organisation der nationalen Erziehung innerhalb der Neuen Helvetischen Gesellschaft" (Zürich), alle Maßregeln, die das Verständnis für die Demokratie der Schweiz und ihre selbständige Stellung unter den andern Staaten fördern und den Willen zur sozialen Gerechtigkeit und Eintracht stärken.

„ m Gegensatz zum großen Umfange des letzten Berichtes über Geschichte rechtfertigen innere und äußere Gründe eine weitgehende Begrenzung des diesjährigen", schreibt G. Noack. Die Erledigung der angeregten Probleme ist vertagt, und die äußeren Schwierigkeiten für den Fortbestand von Zeitschriften und Herausgabe neuer Bücher sind gewachsen. Die wichtigsten Erscheinungen sind: Theodor Litt, „Geschichte und Leben", Leipzig (Teubner) 1918, der besonders die Beziehungen von Individuum und Gemeinschaft untersucht, Spahn, „Die Bedeutung des Geschichtsunterriehts für die Einordnung des Einzelnen in das Gemeinschaftsleben", der als Hauptauf-

gabe des Geschichtsunterrichts die Einführung der Jugend in das wirtschaftliche Leben von Staat und Gesellschaft hinstellt, A. v. Harnack, „Die Sicherheit und die Grenzen geschichtlicher Erkenntnis" (Vortrag: München, 6. Februar 1917), der aus den Denkmälern Kräfte, Richtung und Leistungen der geschichtlichen Epochen mit Sicherheit ermitteln zu können glaubt, aber wie bei jedem historisch, d. h. lückenhaft überlieferten Material mit der subjektiven Beurteilung des Forschers rechnet: „Das reiche, eigene Erleben des Historikers klärt und ordnet den geschichtlichen Stoff, und eben dieser Stoff steigert reflexiv seine Lebensweisheit, so daß er die in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wirkenden Kräfte erkennt." Über politische Bildung auf der höheren Schule schreiben P. Sickel, der durch Unterweisung der Primaner in äußerer und innerer Politik diplomatische Talente zu bilden hofft, und Siebourg, der die Politik des Aristoteles in den Dienst der staatsbürgerlichen Belehrung stellt und zur Erläuterung der wichtigen, wirtschaftlichen Fragen „wie früher auf der Schule" engste Verbindung von Geschichte und Erdkunde verlangt. Von Schriften über neutrale Staaten wird besonders Fritz Arnheim, „Schweden", (Gotha, F. A. Perthes) wegen seiner gründlichen Sachkenntnis und übersichtlichen Darstellung gerühmt und als „eine wertvolle Bereicherung der historischen Literatur" hervorgehoben.

Berlin. Philipp Bersu.

Haintz, Otto, Die historisch-politische Schulung des deutschen Volkes durch die Volkshochschule. Ein Wegweiser zu einer einheitlichen Orientierung d. gesamt. Unterrichtswesens d. Nation. (Pädagog. Magazin, Heft 747) 8°. 41 S. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1920. M. 1.60.

Der Inhalt der kleinen Schrift wiegt für die ihn einkleidende schwergewichtige Redeweise etwas leicht. Das deutsche Volk leidet an einem Mangel historisch-politischer Bildung. Geschichte muß auf den höheren Schulen als zweites Zentralfach neben Deutsch treten, ihr Gegenstand hat zu sein die in den gegenwärtigen Verfassungszustand ausmündende politische Geschichte Deutschlands in weltgeschichtlicher Umrahmung. Eine ideale Anforderung wäre es, auf den Volkshochschulen Deutsch und Geschichte zu allgemein gewählten Lehrfächern zu machen; geht das nicht an, so behelfe man sich mit geschichtlichen Zugaben zu den Fachvorträgen. Ob dabei aber, darf man fragen, viel für die historisch-politische Bildung herauskommen möchte? Auf alle Fälle dürfen, so heißt es weiter, auf den Fortbildungs- und Fachschulen staatsbürgerliche und literaturkundliche Kurse nicht fehlen. Wieviel sich auf der Volksschule für den erstrebten Zweck erreichen läßt, darüber will Vf. nicht urteilen.

Es würde hier zu weit führen, auf die Beanstandungen einzugehen, zu denen die Darlegungen an verschiedenen einzelnen Stellen dem Ref. Anlaß geben. Jedenfalls verdienen die Grundgedanken der Schrift volle Beachtung.

Charlottenburg. C. Rethwisch.

Utitz, E., Die Gegenständlichkeit des Kunstwerks. (Philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kantgesellschaft, hrsg. von A. Liebert, Nr. 17.) Gr. 8°. 71 S. Berlin, Reuther u. Richard, 1917. M. 2.—.

Nachdem U. das Problem an Beispielen klargelegt und gegenüber verwandten Problemen wie dem des Stiles abgegrenzt hat, erörtert er fünf Voraussetzungen der Gegenständlichkeit des Kunstwerks: Material, Seinsschicht, Kunstverhalten, Darstellungsweise und Darstellungswert. Eine Erklärung dieser Ausdrücke, die sich mit wenigen Worten nicht geben läßt, muß hier unterbleiben. Der Verf. bespricht dann das Ineinandergreifen dieser Faktoren und weist auf die Folgerung hin, die sich daraus für die allgemeine Kunstwissenschaft, besonders für die Gliederung der Kunst, das künstleriche Schaffen und die Entwicklung der Kunst ergeben. Das Studium der anregenden Ausführungen darf warm empfohlen werden.

Wien. Oskar Kende.

Meyer, Johannes, Liber de viris illustribus ordinis praedicatorum, hrsg. von Fr. Paulus v. Loë. (Quellen u. Forsch. z. Gesch. d. Dominikanerordens in Deutschland. Hrsg. von Paulus v. Loë u. Hieronymus Wilms. Heft 12.) Gr. 8°. VIII u. 92 S. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1918. M. 7.50.

Im 15. Jh. ist in der südwestdeutschen Ecke ein Dominikaner tätig gewesen, der sich eifrig für die Reformation seines Ordens eingesetzt und fleißig in dessen Vergangenheit umgesehen hat: Johannes Meyer, aus Zürich gebürtig (1422—1485). Aus seinen Schriften hebt sich das oben genannte biographische Lexikon von 229 Dominikanern heraus. Das Werk (1466) ist bald in Vergessenheit geraten; ein ähnlich betiteltes Buch hat es völlig in den Hintergrund gedrängt, und erst der verdiente Mone hat 1850 wieder darauf aufmerksam gemacht, ohne seine Bedeutung für die Ordensgeschichte freilich zu erkennen. Die nunmehrige Edition der in der Basler Universitätsbibliothek ruhenden Handschrift ist nicht schwierig gewesen. Das Bestreben des Fr. Paulus v. Loë, die verschüttete Quelle wieder fließen zu lassen, verdient aber doch Dank, besonders im Hinblick auf die alles Wesentliche über Johannes Meyer und seine schriftstellerische Tätigkeit zusammenfassende Einleitung und den für das Dominikanerkloster Gebweiler bedeutsamen Urkundenanhang. Südwestdeutschland hat naturgemäß den

meisten Nutzen von der Herausgabe; indessen auch auf einige norddeutsche Dominikaner, die im Orden eine Rolle gespielt haben, fällt Licht. Meist, wünschen wir, möchte es etwas heller leuchten und uns die Umrisse der einzelnen Gestalten deutlicher sehen lassen.

Berlin-Friedenau. W. Hoppe.

Herdersche Verlagsbuchhandlung Freiburg im Breisgau. Hauptkatalog, reichend bis Ende 1912, mit Jahresbericht 1913.

Die Anzeige dieses über 600 Seiten doppelspaltigen Druck umfassenden Herderschen Katalogs erscheint durch die militärische Einziehung des Referenten arg verspätet. Wenngleich die Bedeutung dieses führenden katholischen Buchverlages Deutschlands vorwiegend auf den großen Sammelwerken über die verschiedensten Wissensgebiete und auf der theologischen Abteilung beruht, so findet der Historiker doch auch hier eine Anzahl der hervorragendsten Geschichtswerke katholischer Gelehrter; es seien nur Janssen, Grisar, Michael, Paulus, Pastor, Pfulf und das Historische Jahrbuch genannt. Durch ein dem alphabetischen vorangeschicktes systematisches Verzeichnis ist die Leistung des Verlags auf den einzelnen Gebieten bequem festzustellen. Die bibliographische Arbeit, die für den Katalog geleistet worden ist, verdient volle Anerkennung.

Berlin. Ernst Kaeber.

Zeitschriftenschau.

Jahrbuch für Brandenburgische Kirchengeschichte. 16. Jahrg. Berlin, M. Warneck, 1918.

S. 1—36: Fritz **Funcke**, Das Bistum Lebus bis zum Anfange der Hohenzollernherrschaft in der Mark Brandenburg. Der Vf. setzt die im Jahrg. 11/12 begonnene Arbeit fort und behandelt das Domkapitel. Seine Machtstellung wie seine Güter sind gleichermaßen gering gewesen. Brauchbare Zusammenstellung sämtlicher Kapitelmitglieder, ebenso sämtlicher Bischöfe, deren Sitz, Verhältnis zum Landesherrn, zur Kurie ebenfalls dargelegt wird. Bei dieser Gelegenheit sei auf die Regesten der Bischöfe bis 1418 hingewiesen, die Funcke in der Brandenburgia, Monatsblatt der Gesellschaft f. Heimatkunde der Prov. Brandenburg zu Berlin Jahrg. 24 Nr. 11—12 gesammelt hat.

S. 37—67: Georg **Arndt**, Die kirchliche Baulast in der Niederlausitz. Fortsetzung von Aufsätzen, die die gleiche Frage für die Kur-, Alt- und Neumark behandeln. Gleichzeitig sei auf einen ergänzenden Aufsatz Arndts in den Forsch. z. Brandenb. u. Preuß. Geschichte Bd. 30 S. 165—247 hingewiesen.

S. 68—93: Rud. **Schmidt**, Märkische Glockengießer im 19. Jh. Ein Beitrag zur Glockenkunde in der Mark Brandenburg. Ebenfalls Fortsetzung von Zusammenstellungen, die frühere Jhe. betreffen.

S. 94—101: Walter **Wendland**, Schwierigkeiten in der Durchführung der Union von 1817. Ergänzung eines Aufsatzes in „Deutsch-Evangelisch“ Okt. 1917.

S. 102—105: Otto **Tschirch**, Die Lutherausstellung in Brandenburg a. d. Havel.

Unter den Buchanzeigen verdient S. 106 ff. die des inzwischen leider verstorbenen verdienstvollen Gust. **Kawerau** Beachtung, in der er sich, im Hinblick auf den Aufsatz von Melle Klinkenborg im Hohenz.-Jahrb. 1916 S. 49—57, über die Frage ausläßt, ob die erste evangelische Abendmahlsfeier (1. Nov. 1539) in Berlin oder in Spandau stattgefunden habe. „Die alte Anschauung von dem Vorrang Spandaus vor Berlin bleibt zu Recht bestehen."

Berlin-Friedenau. W. Hoppe.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Hrsg. v. Konr. **Wutke.** 53. Bd. 1. Heft. Breslau, Ferd. Hirt, 1919.

S. 1—28: Konr. **Wutke**, Otto Meinardus, ein Lebensbild. In diesem warmherzigen Nachruf gedenkt der Vf. der mannigfachen Verdienste des heimgegangenen Breslauer Archivdirektors, von dessen historischen Publikationen die der „Protokolle und Relationen des Brandenb. Geh. Rates aus der Zeit des Kurf. Friedr. Wilhelm" am bekanntesten geworden ist. In seiner großen wissenschaftlichen Arbeitskraft hatte sich M. den verschiedensten Gebieten der historischen Forschung zugewandt, als Mann von 47 Jahren sich ganz neu in die schlesische Geschichte hineingearbeitet und auch auf diesem Gebiete Bleibendes geleistet.

S. 29—54: Lucia **Kusche**, Schlesiens Anteil an der nationaldeutschen Entwicklung von 1840—48 und die schlesischen Abgeordneten im Frankfurter Parlament. Der Aufsatz geht von der politischen Stimmung in Schlesien während der ersten Regierungsjahre Friedr. Wilhelms IV. aus, schildert dann Schlesiens Stellung zur deutschen Einheitsfrage 1840/48, zunächst im besonderen die Vereine, Versammlungen und Demonstrationszüge vor 1848, und geht dann auf die ersten Lösungsvorschläge zur deutschen Frage ein, woran sich eine Schilderung der Märztage von 1848 in Schlesien anschließt. Die beiden letzten Abschnitte des vorliegenden 1. Teiles der Arbeit beschäftigen sich mit der Entstehung neuer politischer Vereine und der Zeit bis zu den Maiwahlen. Man kann mit Spannung der Fortsetzung dieser fesselnden und gründlichen Arbeit entgegensehen. Eine Untersuchung der Entwicklung des deutschen Gedanken um die Mitte des vergangenen Jhs. kann überhaupt recht viel zur Klärung der mannigfachen Probleme des Sturmjahres 1848 beitragen, wenn diese Arbeit von den einzelnen Staaten und Provinzen Deutschlands ausgeht.

S. 55—83: Rich. **Förster**, Die Urheber des Bauplanes für die Universität Breslau. Der Vf. polemisiert gegen die Ergebnisse der Arbeit von Bernh. Patzak: „Die Jesuitenbauten in Breslau und ihre Architekten. Ein Beitr. z. Gesch. d. Barockstiles in Deutschland" und kommt im Gegensatz zu P. zu dem Resultat: „Wentzl war der Erbauer der Universität. Der Name des Urhebers des Planes entzieht sich bisher unserer Kenntnis, und es ist wenig Aussicht, daß dieser Schleier sich lüftet".

S. 84—133: M. **Fliegel**, Die Dombibliothek zu Breslau im ausgehenden Mittelalter. Das Werden, Sein und Vergehen einer bedeutenden Bibliothek des Mittelalters schildert der Vf. in einer mühevollen und gründlichen Untersuchung. Der Katalog der Breslauer Dombibliothek von 1615, der in der Breslauer Universitätsbibliothek aufbewahrt wird, gab Veranlassung zu dieser Arbeit, und der Bücherfreund bedauerte aufs tiefste, daß die dort verzeichneten wertvollen Schätze in den Wirren des 30jährigen Krieges fast sämtlich zugrunde gegangen sind. Der Vf. bietet auch einen Rekonstruktionsversuch der Anordnung der Bibliothek, zu dem der noch heute erhaltene Büchereisaal den äußeren Anhalt gibt. Die mustergültige, trotz aller Kleinarbeit doch ein volles Bild gewährende Untersuchung einer mittelalterlichen Bibliothek verdient weitgehendste Beachtung.

S. 134—140: Konr. **Wutke**, Euphemia, geb. Herzogin von Glogau, verehel. Gräfin von Görz und Tirol.

S. 140: Hugo **Schmidt**, Richtigstellung einer Ortsbezeichnung in den Script. Sil. Band 10, betreffend Beutnitz bei Krossen.

Breslau. Willy Cohn.

Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Hrsg. v. Theo **Sommerlad.** 7. Bd. Halle a. d. Saale, Gebauer-Schwetschke, 1917.

S. 1—50: L. **Naumann,** Zur Entwicklungsgeschichte Naumburgs. Obwohl das Urkundenbuch von Naumburg noch aussteht, will N. den Versuch wagen, aus dem vorhandenen Material heraus die bisher geltenden Anschauungen über die Entwicklung Naumburgs (emunitates, civitas, Befestigungsanlagen) zu erschüttern oder richtig zu stellen. Er tut es, indem er eine von K. Heldmann im 4. Bd. der Zeitschrift geäußerte Anschauung weiter ausführt und im einzelnen, wie man zugeben muß, mit gutem Erfolg stützt. Ein Stadtplan, der zum Verständnis des Gebotenen notwendig ist, fehlt leider.

S. 51—56: Gust. **Sommerfeldt,** Karl Lamprechts Lebenswerk und Lehre; ein Epilog. Eine Würdigung Ls., die in der Behauptung gipfelt, daß er „kein Erzeuger von Ewigkeitswerten, sondern ein in Bescheidenheit sich zurückhaltender, nachdenksamer Förderer, ein Anreger nur, wenn auch ein sehr fruchtbarer“ war.

S. 57—66: O. **Rademacher,** Die bischöfliche Silberkammer zu Merseburg. R. stellt die vorhandenen Nachrichten über den erst um 1300 zum erstenmal erwähnten bischöflichen Silberschatz zusammen: Inventar von 1545, die Einbuße von 1547, Inventar von 1562. Der Schatz befand sich 1632 in Dresden; damit brechen die Nachrichten ab.

S. 113—142: Gottfr. **Krüger,** Das Ende der Universität Wittenberg. Weder der Zustand der Stadt Wittenberg zu Anfang des 19. Jhs. noch die Zusammensetzung des akademischen Lehrkörpers tragen die Schuld an dem Ende der Universität, sondern die durch Napoleons Auftreten ausgelöste Entwicklung der deutschen politischen Verhältnisse. Napoleon hat nicht den Befehl zur Auflösung der Universität gegeben, hat vielmehr ihre Erhaltung zu unterstützen versprochen, ein Versprechen, dessen Einlösung die Ereignisse allerdings verhindert haben. Die Anregung zur Auflösung der Universität ist vom akademischen Lehrkörper ausgegangen und das Ende durch die Vereinigung Wittenbergs mit Preußen notwendig geworden.

S. 143—153: Walter **Friedensburg,** Die Berufung Christian Wolffs an die Universität Wittenberg (1714—1715) Der Vf. behandelt die Verhandlungen Ws. mit der kursächsischen und kgl. preußischen Regierung zwecks seines Übertritts von der Universität Halle zur Wittenberger Hochschule, die mit dem Verbleiben Ws. in Halle endeten.

S. 155—177: Ottomar **Schuchardt,** Konstantin Frantz. Ein Gedenkblatt zu seinem 100. Geburtstag (12. September 1917). Anhang. Schriften von Konstantin Frantz. Von Karl **Heldmann.** — Der jetzt viel genannte großdeutsche Föderalist Frantz wird als wahrhafter Realpolitiker angesprochen, seine Anschauungen über Deutschlands Aufgaben im Osten und über den europäischen Beruf des deutschen Volkes, sowie seine Lehre von der Weltpolitik werden knapp und klar dargestellt. Der Zusammenbruch der deutschen Außenpolitik 1914 hat Frantz ohne Zweifel in vielen Stücken recht gegeben, und wir müssen, wie mir scheinen will, manchen seiner Gedanken bei dem Wiederaufbau unseres Staates beherzigen.

S. 180—187: Albr. **Doerry,** Erinnerungen eines alten hallischen Studenten. Aufzeichnungen von Pfarrer Otto Doerry. Als 19jähriger Student wird Otto D. ohne eigene Schuld in den hallischen Studentenaufstand von 1821 verwickelt und ebenso 1823 in Leipzig in eine Schlägerei, wodurch er wiederholt mit dem Gericht und Gefängnis in unliebsame Berührung kommt. Ein Stückchen wenig erfreulicher Kulturgeschichte aus dem vormärzlichen Preußen.

S. 187—189: Otto **Clemen,** Zur Geschichte der „Deutschen Union“. Karl Friedrich Bahrdts Begründung des Geheimbundes zur Aufrechterhaltung und Förderung der Aufklärung und die Umgestaltung des Bundes.

S. 190: Otto **Clemen,** Ein Brief von dem Botaniker Sprengel aus Halle vom 17. Dez. 1827 an den Regierungsrat Grafen Henckel von Donnersmark in Merseburg.

S. 68—75: Bücherbesprechungen (teilweise sehr eingehend).

S. 77—111, 191—212: Max **Laue**, Bibliographie. Sie umfaßt 855 Nummern.

Merseburg. Friedr. Wilh. Taube.

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. 25. Bd. Dortmund, Fr. W. Ruhfus, 1918.

Brachte der große Westfälische Geschichtsverein letzthin sein 75. Jahrbuch, so konnte der Dortmunder Geschichtsverein sein 25. herausgeben. Nach dem Münster-Paderborner ist der Dortmunder der bedeutendste Geschichtsverein der Provinz, und auch seine vielseitigen Veröffentlichungen enthalten im allgemeinen wissenschaftlich recht wertvolle Arbeiten.

S. 1—109: A. **Ebert**, Die Lebensmittelpolitik der freien Reichsstadt Dortmund. Der Vf. schildert für Mittelalter und neuere Zeit die Versorgung Dortmunds mit Lebensmitteln, ihren geregelten Umlauf in der Bevölkerung und ihre Belastung mit Abgaben.

S. 111—137: Herm. **Rothert**, Die Vikarien des Kreuzaltars an der Marienkirche zu Dortmund. Behandelt sind die Geschicke zweier von den Dortmunder Patriziergeschlechtern Lemberg, Brakel und v. der Berswordt gestifteten Vikarien nach Urkunden des wertvollen Berswordtschen Archivs zu Schloß Weitmar bei Bochum.

S. 139—148: L. **v. Winterfeld**, Nachträge und Berichtigungen zum 1. Ergänzungsband des Dortmunder Urkundenbuchs. Erörtert wird u. a. die Kölner Datierung in der Dortmunder Kanzlei.

S. 149—156: A. **Meininghaus**, Die Dortmunder Freigerichtsmalstatt bei den Lohern.

S. 157—168: **Derselbe**, Seit wann gab es in der Grafschaft Dortmund Freistühle?

S. 169—191: **Derselbe**, Zur Standesgeschichte der Grafen von Dortmund.

S. 192—203: **Derselbe**, Die Entstehung des Dortmunder Grafenamtes und Grafschaftslehens.

S. 204—216: **Derselbe**, Freigrafenamt und Freigrafenlehen. Vgl. dazu die Besprechung von Herm. Dreyhaus in unseren „Mitteilungen" Bd. 47, S. 178 f. Im dritten der Aufsätze lehnt M. in Anknüpfung an sein Buch über die Grafen von Dortmund (2. Aufl. 1915) sehr mit Recht manche der Ansichten Forst-Battaglias in dessen Westfälischem Dynastenkatalog (Vom Herrenstande II) ab. Stammtafeln sind angefügt; bei der 3. glaube ich aber Bedenken hegen zu müssen, die ich an anderer Stelle (Vierteljahrsschrift „Westfalen" Jahrg. 10) berühre.

S. 217—310: O. **Schnettler**, Dortmund und die Grafschaft Mark in ihren Beziehungen zu den baltischen Provinzen. Der Vf. erörtert die Verbindungen zwischen einer einzelnen westfälischen Landschaft und Livland; doch ist mehr als ein Drittel der Darlegungen (nicht gekennzeichnet!) wörtliche Wiederholung aus dem von mir in unseren „Mitteilungen" (Bd. 48 S. 42 ff.) besprochenen Buche des Vfs. „Westfalen und Livland". Viel Falsches findet man auch hier, ebenso bedauerliche Lücken. Namentlich hätten die bedeutenden Dortmunder Geschlechter in Riga und Reval näher verfolgt werden sollen.

S. 311—346: P. **Baedeker**, Dortmund 1740—1756. Auszüge aus Ratsprotokollen. Fortsetzung einer Beleuchtung von allerlei Vorgängen in der Stadt.

Leipzig. Friedrich von Klocke.

Elfter Jahresbericht des Vereins zur Erhaltung der Altertümer in Weißenburg und Umgegend. Weißenburg i. Els., R. Ackermann, 1917.

S. 1—5: Geschäftsbericht.

S. 6—43: Schulrat **Stiefelhagen**, Vitzthum von Egersberg. Beitrag zur Genealogie des Geschlechts der aus Apolda stammenden Vitzthum, von

denen die von Egersberg seit 1675 im Kreise Weißenburg begütert waren und eine nicht unbedeutende Rolle spielten. Im Mannesstamm ist das Geschlecht der von Egersberg erloschen. Die Arbeit bringt vor allem Auszüge aus der durch einen Nachkommen der Egersberg verfaßten Geschichte des Geschlechts von Vitzthum und wichtige ortsgeschichtliche Angaben. Mit Abbildungen von Siegeln, Wappen, der letzten Träger des Namens usw.

S. 44—58: Schulrat **Stiefelhagen**, Die Plünderung der Stadt Weißenburg am 12. März 1632. Aus einer Chronik der Stadtbibliothek zu Colmar wird die Schilderung entnommen, die anschaulich von den Schrecken des 30jährigen Krieges berichtet.

Mülhausen (Elsaß), z. Z. Müllheim (Baden). Emil Herr.

Forschungen und Mitteilungen zur Geschichte Tirols und Vorarlbergs. Hrsg. v. M. **Mayr.** 13. Jahrg. Innsbruck, Wagner, 1916.

S. 1—30: A. **Unterforcher,** Rätische Knacknüsse. Beitrag zur Ortsnamen- und Völkerkunde von Tirol.

S. 31—36: Th. **Wieser,** Füssener Aufzeichnungen über das Kriegsjahr 1632.

S. 37—120: Th. **Mayr,** Einrichtung und Tätigkeit der tirolischen Religionsagenten (1607—65). Der Vf. entrollt auf Grund archivalischer Quellen ein Bild dieses eigenartigen Instituts, das sich an ähnliche Einrichtungen in Augsburg und in der bayrischen Verwaltung anschloß, ein noch unbekanntes Stück der Gegenreformation, getragen von dem Bestreben der tirolischen Landesfürsten, ihre Untertanen auch in der Fremde beim katholischen Glauben zu erhalten.

S. 121—188: J. **Kraft,** Nachrichten von Künstlern und Handwerkern aus den Landecker Verfachbüchern (1580—1715). Eine sehr mühevolle, für die tirolische Gewerbegeschichte höchst verdienstliche Arbeit, die uns auch zeigt, daß sich selbst in kleineren Orten Künstler dauernd aufhielten und andererseits eine starke Abwanderung solcher Kräfte aus dem Lande stattfand.

Mitteilungen. — S. 87—88: H. **Neugebauer,** Wälschtirolische Volkssitten.

S. 262—267: M. **Mayr,** Der fünfzigjährige Bestand des Statthalterei-Archivs in Innsbruck (1866—1916).

Anhang. — S. 1—33: H. v. **Wörndle,** Tirolisch-vorarlbergische Bibliographie (1914—15).

Innsbruck. Alfred Wretschko.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

462. Sitzung. Mittwoch, den 7. Januar 1920. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder den Verlust eines Mitgliedes, des Schriftstellers Dr. iur. Moritz de Jonge, zu beklagen.

Als Mitglied wurde der „Deutsch-finnische Verein (Finnlandkämpfer)“ in Potsdam (Schriftführer: Herr M. Schneider) aufgenommen.

Der geschäftliche Teil, der geraume Zeit beanspruchte, brachte zunächst eine Erörterung über die Zukunft der „Mitteilungen aus der historischen Literatur“, unserer Vereinszeitschrift. Nach einer längeren Aussprache, die auch den Ausbau des Inhalts betraf, beschloß die Gesellschaft auf Antrag des Vorstandes, im Hinblick auf die gesteigerten Arbeitslöhne, Druck- und Papierkosten von 1920 an der Verlagsbuchhandlung einen jährlichen Zuschuß zu bewilligen, damit das Weitererscheinen der Zeitschrift ermöglicht werde.

Hierauf wurde über eine Abänderung der Satzungen beraten. Die Anträge des Vorstandes wurden genehmigt. Demgemäß wird die Gesellschaft sich künftig nicht nur der Pflege der Geschichtswissenschaft und

fachgenössischer Geselligkeit, sondern daneben auch der Aufgabe widmen, geschichtliches Verständnis in möglichst weiten Kreisen unseres Volkes zu fördern. Zu diesem Zwecke wird sie fortan auch Vorträge veranstalten, die für einen weiteren Kreis zugänglich sind. Der Jahresbeitrag der Mitglieder ist von 5 auf 6 Mark, bei gleichzeitigem Bezug der Vereinszeitschrift von 8 auf 12 Mark erhöht, der Vorstand durch Zuwahl eines stellv. Vorsitzenden und zwei stellv. Schriftführer auf 9 Mitglieder vermehrt worden.

Der neue Vorstand setzt sich folgendermaßen zusammen: Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer (1. Vorsitzender); Geheimrat Dr. Paul Bailleu, Zweiter Direktor der Preuß. Staatsarchive (2. Vorsitzender); Geheimrat Prof. Dr. Konrad Rethwisch (1. stellv. Vorsitzender); Geheimrat Prof. Dr. Richard Sternfeld (2. stellv. Vorsitzender); Geheimrat Dr. Georg Schuster (Schatzmeister); Prof. Dr. Fritz Arnheim (1. Schriftführer); Prof. Dr. Erich Bleich (2. Schriftführer); Prof. Dr. Bruno Gumlich (1. stellv. Schriftführer); Dr. Fritz Schillmann (2. stellv. Schriftführer).

Den Verkehr mit der Presse hat Dr. Fritz Schillmann, den Verkehr mit den Vereinen usw. Groß-Berlins Prof. Dr. Bruno Gumlich (Charlottenburg 5; Riehlstraße 12) übernommen. Diejenigen Mitglieder, die geneigt sind, Vorträge in Groß-Berlin zu halten, werden gebeten, ihr Vortragsgebiet, ihre Wünsche bezüglich des Zuhörerkreises und ihre Honorarforderung möglichst bald ihm mitzuteilen.

Am Schlusse des geschäftlichen Teiles wurde noch mitgeteilt, daß die vier öffentlichen Vorträge, die S. Exz. der General der Infanterie von Falkenhayn im Auftrage der Gesellschaft zu halten sich freundlichst bereit erklärt hat, am 14., 21., 28. Januar und 4. Februar in der Universität stattfinden werden. Die Themata lauten: Politische und militärische Vorgeschichte des Krieges gegen Rumänien; Die Befreiung Siebenbürgens; Der Durchbruch durch die transsylvanischen Alpen; Der Feldzug in der Walachei.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag des Privatdozenten Dr. Ludwig Rieß über „Wesen und Wert historischer Anekdoten". Der Redner, der infolge der vorgerückten Stunde den Schluß seines Vortrages erst in der nächsten Sitzung halten konnte, ging davon aus, daß unabhängig von dem ursprünglichen Sinn innerhalb der Historiographie unter „Anekdoten", seitdem für die Geheimgeschichte des Prokop vier Jhe. später von Suidas dieser nichtssagende Untertitel aufgebracht wurde, allerlei beiläufige Geschichtchen verstanden wurden, die in ernsthaften, zusammenfassenden, von der Autorität ihres Autors gedeckten Darstellungen keinen Platz gefunden hatten. Seit dem Humanismus entwickelte sich daraus eine literar-kritische Begriffsbestimmung, die alles „Anekdotische" in einen ohne weiteres vorausgesetzten Gegensatz zu treuer Überlieferung und historischer Wirklichkeit brachte. Man suchte in diesen vermeintlichen Ausgeburten der Phantasie nicht mehr, wie bei Prokop, die Ergänzung oder Berichtigung historischer Darstellungen durch „Enthüllungen" und charakteristische Einzelzüge, sondern Belustigungen des Verstandes und Witzes, wie sie die Rhetoren des Altertums durch *ἀποφθέγματα* oder *διηγήματα* und im 16. Jh. die Schwankdichter durch zurechtgemachte Kuriositäten aus der durch die Buchdruckerkunst ihnen zugänglich gemachten Literatur gesammelt hatten. In der Aufklärungsperiode wurden Charakterzüge privater und intimer Natur mit pikantem oder panegyrischem Beigeschmack so beliebt, daß die Memoirenliteratur darin ihren Hauptreiz finden konnte. Dieser Entwicklung entsprach bei der Beurteilung des Dargebotenen der Grundsatz: „Se non è vero, è ben trovato". Die kritische Geschichtschreibung schüttete daher das Kind mit dem Bade aus, als sie im 19. Jh. alles Anekdotische, das sie in den Quellen vorfand, gleich der Sage mündlicher Tradition ins Reich der Fabel versetzte und für die Rekonstruktion der Vergangenheit aus dem Schatz unserer Erinnerungen ausschloß. Wie in China, wo man für Unterweisungen in der Moral von Kleinzeichnerei und erfundenen Beispielen den umfassendsten Gebrauch machte, in der ernsten historischen Literatur die Einfügung von Geschichtchen aufs strengste verpönt wurde, so suchte seit Niebuhr die

kritische Geschichtsforschung ihren Hauptruhm in der Ausmerzung aller die Phantasie besonders ansprechenden Einzelheiten der Überlieferung. Herodot, Xenophon und Plutarch verloren wegen der scheinbaren Leichtgläubigkeit, mit der sie die ihnen bekannt gewordenen Erzählungsstoffe weiter gaben, jeden Kredit als ernsthafte Historiker. Freilich warnte schon Niebuhr vor der Hyperkritik, der man dabei die Zügel schießen ließ; aber er behielt die notwendige Rektifikation der Zeit vor, die sich von den „eingewurzelten Trugmeinungen“, die durch die Anekdotenjäger in die anerkannten Geschichtschreiber gekommen waren, freigemacht hätte. Auch die Verhöhnung, die Moritz Haupt und ein irischer Bischof der übertriebenen Ungläubigkeit entgegensetzten, indem sie mittels der sogenannten historischen Methode den scherzhaften Nachweis lieferten, daß Napoleon I. niemals gelebt habe, war nicht imstande, den voreingenommenen Pyrrhonismus zu beseitigen, der in Bernhard Stade und Julius Beloch seine siegesgewissesten Vertreter hatte. So konnte es kommen, daß man Münzen des karolingischen Markgrafen Roland von Roncevalles fand, nachdem die Historiker seine Nichtexistenz aus den von ihm erzählten Anekdoten gefolgert hatten, und daß Schirren selber echte Anekdoten des Vicelin herausgab, den er eben erst nach quellenkritischer Methode als ein Phantasiegebilde des Pfarrers Helmold von Bosau nachgewiesen hatte. Die Nachwirkung dieser Entgleisungen zeigt sich bei einem Vergleich der verschiedenen Fassungen von Bernheims „Lehrbuch der historischen Methode“ und „Einleitung in die Geschichtswissenschaft“, obwohl dabei der historiographische Charakter der echten Anekdote weder erkannt noch von der Eigenart der echten Sage unterschieden ist. Eine richtige Definition der historischen Anekdote haben erst Karl Lerbs und Karl Scheffler gefunden, nachdem der unter dem Titel „Der Spiegel“ herausgegebene kleine Band von Anekdoten zeitgenössischer deutscher Erzähler auch nicht eine einzige wirkliche Anekdote ans Licht gebracht hatte. In Wahrheit muß jede echte Anekdote nicht nur irgend etwas in weiterem noch Unbekanntes darbieten und zugleich den Kausalzusammenhang der in der wissenschaftlichen Geschichtschreibung berichteten Vorgänge erweisen und erhellen. Methodisch ist eine „historische Anekdote“ ein absolut zuverlässiger und tendenzfreier Bericht über einen im Niederschlag der historischen Erinnerungen noch nicht enthaltenen, in sich abgeschlossenen Vorgang, der als evidentia collateralis verwertet werden kann. Ob das der Fall ist, kann nur durch die communis opinio der mit dem gesamten Material vertrauten Historiker entschieden werden. Ist aber einmal eine „historische Anekdote“ gefunden, so bildet sie das zuverlässigste Beweismaterial für die richtige Auffassung des geschichtlichen Zusammenhangs und steht als Lichtquelle mindestens ebenso hoch, wie jede richtig interpretierte echte Urkunde. Beispiele: Moltkes „Chamade-Fanfare“, Chappuis' Mitteilungen über Wilhelm I. in der Trinkhalle und beim Souper am 12. Juli 1870, Bismarcks Lufthieb beim Pfarrhaus von Wussow, Wilhelms I. 1869 zu Papier gebrachte Erinnerungen über das Benehmen seines Vaters nach Eintreffen des Yorkschen Berichtes über die Konvention von Tauroggen, Maria Stuarts Wiedergabe eines von ihr am Tage der Ermordung ihres Gemahls gemachten Witzes. Weil aber Anekdoten so unbedingt beweisend sind, werden sie auch erfunden, um angebliche Tatsachen vorzutäuschen. So die falsche Anekdote über Alexander Philhellen bei Herodot oder der Schwindel über Dr. Marcus Whitman als Beweis, daß die Vereinigten Staaten das Territorium Oregon einem Missionar verdanken. Als evidentia collateralis braucht eine Anekdote keineswegs in abgeschlossener, erzählender Form vorzuliegen, sondern kann durch Historiker aus sehr trockenem Material ausgegraben werden. So der entscheidende Vorgang über den Ursprung des Krieges zwischen Hideyori und Iyeyas im Jahre 1615 aus den Geschäftsbüchern eines englischen Kaufmanns, der Beweis eines regen persisch-indischen Handelsverkehrs aus der Beschwerde des Warren Hastings über die banausischen Direktoren der Ostindischen Kompanie, die Entscheidung über das Geburtsjahr des Julius Cäsar aus der bei Dio und Sueton aufbehaltenen Gades-Anekdote oder die Tagebuchnotizen Freycinets von 1888 über den Beginn des Zweibundes. Von „historischen

Anekdoten" sind aber die bloß biographischen, die nur zur Illustration dienen, und die zur Ausschmückung verwendbaren wirklichen Vorgänge sowie die Gelegenheiten für ein Bonmot (ἀπόφϑεγμα) zu unterscheiden. Denn sie ergeben keine „evidentia collateralis", sondern nur charakteristische Züge oder Schlaglichter für bereits Bekanntes.

463. Sitzung. Mittwoch, den 11. Februar 1920. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden Oberlehrer Dr. Karl Haenchen (Berlin-Zehlendorf) und Oberlehrer Hans Meyer (Berlin-Schmargendorf) aufgenommen.

Im geschäftlichen Teil wurde u. a. mitgeteilt, daß die von Sr. Exzellenz dem General der Infanterie a. D. von Falkenhayn im Auftrage der Gesellschaft gehaltenen vier Vorträge sich eines außerordentlich starken Zuspruchs erfreut und eine Einnahme von mehr als 2000 Mark ergeben haben, so daß nach Abzug der Kosten ein beträchtlicher Überschuß an die Vereinskasse abgeführt werden konnte.

Auf Antrag des Vorstandes wurde Se. Exz. General von Falkenhayn einstimmig zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft gewählt.

Was die inhaltliche Ausgestaltung usw. der „Mitteilungen aus der historischen Literatur" betrifft, so haben sich die Herren Schillmann und Schuster bereit erklärt, dem Hrsg. erforderlichenfalls beratend zur Seite zu stehen. Die Gesellschaft war hiermit einverstanden. Der Redaktionsausschuß wurde ermächtigt, gegebenenfalls andere Mitglieder der Gesellschaft hinzuzuwählen.

Ein von Herrn Schäfer verfaßter Aufruf, der alle Freunde geschichtlicher Wissenschaft zum Eintritt in die Gesellschaft auffordert, wurde einstimmig angenommen. Der Aufruf soll gedruckt und dann als Werbeschreiben versandt werden.

Die Sitzungsabende sollen, laut Beschluß der Gesellschaft, vom April an auf den Freitag verlegt werden.

Der wissenschaftliche Teil brachte zunächst einen Vortrag von Prof. Dr. Ferdinand Güterbock über „Die Chiavenna-Legende und Barbarossas Konflikt mit Heinrich dem Löwen". Über die Frage, ob Heinrichs Hilfsverweigerung sich in dramatischer Szene bei einer persönlichen Begegnung mit Barbarossa abgespielt hat, herrscht Streit (vgl. Deutsche Literaturzeitung 1920 Sp. 190 ff.). Während Bernheim, Brandi, Holder-Egger einen skeptischen Standpunkt vertreten, haben Breßlau, Haller, Hampe die historische Wirklichkeit der Chiavennabegegnung aufs neue verteidigt, indem sie, über die früher herrschende Ansicht Rankes und Giesebrechts noch hinaus, auch die Fußfallszene als wahrscheinlich oder sicher verbürgt ansehen. Gegen die Glaubwürdigkeit des Fußfalls, der, wie Haller mit Recht betont, Rachgefühle des Kaisers hätte wachrufen müssen, spricht nun aber das ganze Verhalten Barbarossas und Heinrichs in den auf die Hilfsverweigerung folgenden Jahren. Untersagt man hiernach dem Fußfall den Glauben, dann muß man auch die Existenz der Zusammenkunft in Zweifel ziehen, da sich die Fußfallszene aus den Berichten der Zusammenkunft nicht herauslösen läßt. Gegen die Annahme einer Zusammenkunft zeugt überdies neben dem argumentum ex silentio namentlich der Umstand, daß alle uns erhaltenen Berichte auf eine spätere mündliche sagenumsponnene Überlieferung zurückgehen und zeitlich wie örtlich unüberbrückbare Widersprüche aufweisen. Zwei Wurzeln der Überlieferung sind zu unterscheiden: 1. Heinrichs Hilfsverweigerung (1175) nach der Belagerung Alessandrias vor der Schlacht von Legnano; 2. Heinrichs Zusammentreffen mit Barbarossa am Comer See (1161) und die damaligen Kämpfe um Crema und Mailand, auf die die Berichterstatter gleicherweise anspielen, gleich viel ob sie die Zusammenkunft nach Italien oder nach Deutschland verlegen. Aus Kombinierung der Begebenheiten der beiden Zeitepochen entstand kurz vor Heinrichs Tod in den 90er Jahren des 12. Jhs. die sagenhafte Erzählung, die anscheinend als Spielmannslied in Nord- und Süddeutschland Verbreitung fand. — Was die Bedeutung der Hilfsverweigerung betrifft, so läßt sich Hallers Anschauung,

daß die Hilfsverweigerung sogleich zu einem unheilbaren Bruch führte, mit den zeitgenössischen Quellenzeugnissen ebensowenig in Einklang bringen wie die entgegengesetzte Auffassung Dietrich Schaefers, daß es sich zunächst nur um eine friedlich lösbare Spannung handelte. Schon Barbarossas Eingreifen in die Besetzung des Halberstädter und Bremer Bischofstuhls offenbart ja einen völligen Umschwung der kaiserlichen Politik. Einleuchtend erscheint die zwischen der Hallerschen und Schaeferschen Ansicht die Mitte haltende Hampesche Auffassung, daß Barbarossa bei der Neuorientierung seiner Politik zwar zu einer Abrechnung mit Heinrich entschlossen war, aber nicht eine Zertrümmerung, sondern nur eine Eindämmung der für das Reich gefährlich gewordenen Welfenmacht plante, und daß Heinrichs völlige Vernichtung erst durch ihn selbst, durch seinen unbändigen Trotz, herbeigeführt wurde. Das Hauptmotiv für Heinrichs Hilfsverweigerung bildeten nicht allgemeine Erwägungen, nicht nationale Gesichtspunkte der Politik, auch nicht so sehr die Gegensätze des Charakters, als einzelne Differenzen wie der Streit um Goslar und die Welfsche Erbschaft.

An der sich anschließenden Aussprache beteiligten sich, außer dem Redner, die Herren Häpke, Rethwisch und Sternfeld.

Sodann hielt Privatdozent Dr. Ludwig Rieß den Schluß seines Vortrages über „Wesen und Wert historischer Anekdoten" (vgl. den Bericht über die Januarsitzung). Auf den Vortrag folgte eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Lasson und Sternfeld beteiligten.

Bitte.

Der Unterzeichnete ist mit einer Arbeit über Johann August Sack beschäftigt. Sack war einer der tüchtigsten Mitarbeiter Steins und Hardenbergs, 1808—10 Oberpräsident von Kurmark, Neumark und Pommern, bis 1813 Departementschef im Ministerium des Innern, 1813 Zivilgouverneur des Landes zwischen Oder und Elbe, 1814—16 Generalgouverneur am Nieder- und Mittelrhein. 1816—31 hat er als Oberpräsident von Pommern die Grundlagen des modernen Pommern gelegt. (Allg. Dtsch. Biogr., Bd. 30, S. 151 ff.)

Es ergeht die herzliche Bitte, alle etwa noch vorhandenen Briefe von Sack, an ihn oder über ihn, ferner Aufzeichnungen, in denen von ihm die Rede ist, Erinnerungen aller Art, handschriftliches und gedrucktes Material dem Unterzeichneten nachzuweisen. Erwünscht ist die Übersendung des Materials im Original, andernfalls in getreuer Abschrift. Schnellste und sorgfältigste Rücksendung sowie Erstattung der Kosten wird gewährleistet.

Bartenstein (Ostpr.). Dr. Wilhelm Steffens.
Lyzealdirektor.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert und noch nicht besprochen.)

Aldhelmi Opera, ed. Rud. Ehwald. (Mon. Germ. Hist. Auct. Antiquiss. T. XV p. III). Berlin, Weidmann, 1919. M. 30.—.

Amend, Curt, Das alte System. Ein polit. Handbuch. Karlsruhe, G. Braun, 1920. M. 7.50.

Bahr, Hans, Quellen z. brandenb.-preuß. Gesch. 1. u. 2. Bd. (Voigtländers Quellenbücher 79. u. 80 Bd.). Leipzig, R. Voigtländer, 1919. M. 1.— u. M. 1.20.

Baltische Studien. N. F. 22. Bd. Stettin, L. Saunier, 1919. M. 12.—.

Bauer, Hanns, Das Recht d. ersten Bitte bei d. deutsch. Königen bis auf Karl IV. (Kirchenrechtl. Abhandl., 94. Heft.) Stuttgart, Ferd. Enke, 1919. M. 18.—.

Boschan, Rich., Hugo Grotius. Von d. Freiheit d. Meeres. Leipzig, Fel. Meiner, 1919. M. 3.—.

Brinkmann, Carl, Versuch ein. Gesellsch.-Wissensch. München, Duncker u. Humblot, 1919. M. 6.— u. 25% Zuschl.
Brunner-Heymann, Grundzüge d. deutsch. Rechtsgesch. 7. Aufl. München, Duncker u. Humblot, 1919.
Bünger, Fritz, Beiträge z. Gesch. d. Provinzialkapitel u. Provinziale d. Dominikanerordens. (Quell. u. Forsch. z. Gesch. d. Dominikanerordens in Deutschl., 14. Heft). Leipzig, Otto Harrassowitz, 1919. M. 20.—.
Cartellieri, Otto, Charles Rogier. (Sitzungsb. d. Heidelberg. Akad. d. Wissensch., philos.-hist. Kl., 1919, 6. Abhandlg.). Heidelberg, Winter, 1919. M. 1.—.
Chroust, Anton, Lebensläufe aus Franken. 1. Bd. (Veröffentl. d. Gesellsch. f. Fränk. Gesch. 7. Reihe, 1. Bd. München, Duncker u. Humblot, 1919. M. 30.— u. 25% Zuschl.
Ciccotti, E., Griechische Gesch. (L. M. Hartmanns Weltgesch. in gemeinverständl. Darstellung, 2. Bd.). Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1920. M. 10.—.
Clemen, Otto, Friedrich Myconius, Gesch. d. Reformation. (Voigtländers Quellenbücher, 68. Bd.) Leipzig, R. Voigtländer, 1919. M. —.80.
Liber Decanorum. Das Dekanatsbuch d. theol. Fak. zu Wittenberg. 1. Tl. Halle, Niemeyer, 1918. M. 19 80.
Dierauer, Joh., Geschichte d. Schweizer. Eidgenossenschaft. 1. Bd. (bis 1415). 3. Aufl. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1919. M. 20.—.
v. Domaszewski, Alfr., Zeitgesch. bei röm. Elegikern. (Sitzungsber. usw., 1919, 2. Abhandlg.). Heidelberg, Winter, 1919. M. —.65.
Dopsch, Alfons, Wirtschaftl. u. soziale Grundlagen d. Europ. Kulturentwicklg. Aus d. Zeit v. Cäsar b. auf Karl d. Gr., 1. Tl. Wien, L. W. Seidel u. Sohn, 1918. M. 27.—.
v. Eckardtstein, Herm. Frhr., Dipl. Enthüllungen z. Ursprung d. Weltkrieges. 3. Aufl. Berlin, Carl Curtius, o. J. M. 1.80.
Egli, Karl, Das 4. Jahr u. d. Schluß d. Weltkrieges. Zürich, Schultheß u. Co., 1920. M. 21.—.
Endres, F. C., Große Feldherrn (!). 1. u. 2. Bd. (Aus Natur u. Geisteswelt, 687. u. 688. Bdch.) Leipzig, Teubner, 1919. Je M. 1.50.
Everling, Fr., Der Beamteneid im neuen Deutschland. (Flugschriften d. „Tag“.) Berlin, Aug. Scherl. 1919. M. 2.50.
Goetz, Walt., Die deutsche Geschichtschreibung d. letzten Jh. u. d. Nation (Vorträge d. Gehe-Stiftung, 1919, 2. Heft). Leipzig, Teubner, 1919. M. 1.20.
v. Grabmayr, Karl, Süd-Tirol. Land u Leute vom Brenner b. z. Salurner Klause. Berlin, Ullstein u. Co., 1919. M. 3.—.
Grupp, Georg, Kulturgesch. d. Ma. 5. Bd., 1. Hälfte. Paderborn, Schöningh, 1919. M. 13.—.
Hackenberg, Erna, Die Stammtafeln d. angelsächs. Königreiche. Berlin, Mayer u. Müller, 1918. M. 3.—.
Heisenberg, A., Neugriechenland. (Aus Natur u. Geisteswelt, 613. Bdch.) Leipzig, Teubner, 1919. M. 1.50.
v. Hertling, Graf, Ein Jahr in d. Reichskanzlei. Erinnerungen an d. Kanzlerschaft meines Vaters. Freiburg, Herder, 1919. Kart. M. 12.—.
Jantzen, Herm., Literaturdenkmäler d 14. u. 15. Jhs. (Sammlg. Göschen, 181. Bd.) Berlin, Vereinig. wissensch. Verleger, 1919. M. 1.80.
Keussen, Herm., Köln im Ma. Topographie u. Verfassg. Bonn, Hanstein, 1918. M. 12.—.
Langenbeck, W., Englands Weltmacht in ihrer Entwicklg. v. 17. Jh. b. auf unsere Tage. 3. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 174. Bdch.) Leipzig, Teubner, 1919. M. 1.60.
Leijonhufvud, Sigr., Lovisa Ulrika och Carl Gustaf Tessin. Dokument. Stockholm, P. A. Norstedt och Söner, 1920. Kr. 28.—.
Meinecke, Friedr., Nach d. Revolution. München, Oldenbourg, 1919. M. 4.85.
Meisner, Heinr., Schleiermachers Briefwechsel m. seiner Braut. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1919. M. 14.—.
Meyer, A. O., Deutschland u. Schlesw.-Holstein vor d. Erhebg. Wilhelmshaven, Friesen-Verlag, 1919.

Meyer, A. O., Die Universität Kiel u. Schlesw.-Holstein in Vergangenheit u. Gegenwart. Kiel, Walt. G. Mühlau, 1919. M. 1.—.

Mittler, Otto, Die milit.-dipl. Sendungen d. Seigneur Sancey nach d. Schweiz u. nach Deutschland 1589—91. (Schweizer Studien, 11. Bd., 2. Heft.) Zürich, Gebr. Leemann u. Co., 1919. Fr. 5 60.

Opitz, Walt., Deutsche Gesch. werdend u. wirkend. Leipzig, R. Voigtländer, 1919. M. 5.—.

Pfeiffer, Rud., Die Meistersingerschule in Augsburg u. d. Homerübersetzer Joh. Spreng. (Schwäb. Gesch.-Quellen u. Forsch., 2. Heft.) München, Duncker u. Humblot, 1919. M. 6.— u. 25 % Zuschl.

Rachfahl, Fel., Die deutsche Politik König Friedr. Wilhelms IV. im Winter 1848/49. München, Duncker u. Humblot, 1919. M. 6.—.

Rapp, Adolf, Studien z. Gesch. d. national. Bewegung in Deutschland. 1. Heft: Das österr. Problem in d. Plänen d. Kaiserpartei v. 1848. Tübingen. J. C. B. Mohr, 1919. M. 4.— u. 50 % Zuschl.

Reeb, Wilh., Russische Gesch. (Sammlg. Göschen, 4. Bd.). Berlin, Vereinig. wissensch. Verleger, 1919. M. 1.80.

Reuter, Rud., Der Kampf um d. Reichsstandschaft d. Städte auf d. Augsburger Reichstag 1582. Gekr. Preisschrift. (Schwäb. Geschichtsqu. u. Forsch., 3. Heft.) München, Duncker u. Humblot, 1919. M. 6.— u. 25 % Zuschl.

Ritter, Mor., Der Ausbruch d. Weltkrieges nach d. Behauptungen Lichnowskys u. nach d. Zeugnis d. Alten. München, Oldenbourg, 1918. M. 1.50.

Rodenberg, Jul., Aus seinen Tagebüchern. Berlin, Fleischel u. Co., 1919. M. 5.—.

Roeder, G., Ägypter u. Hethiter. (Der alte Orient, 20. Jahrg.) Leipzig, Hinrichs, 1919. M. 2.60.

Schäfer, Dietr., Wir Deutschen als Volk. (Veröffentl. d. E. M. Arndt-Hochschule, 1. Reihe, 1. Heft). Berlin, Carl Curtius, 1919. M. 1.80.

Schäffer, Jul., 30 Jahre Afrika. (Voigtländers Quellenbücher, 95. Bd.). Leipzig, Voigtländer, 1919. M. 1.80.

Schridde, Georg, Der Aufstieg d. ewigen Deutschen. Grundsätzliches z. Wertkultur. Melsungen, A. Bernecker, 1919. M. 8.—.

Schulte-Vaerting, Die Friedenspolitik d. Perikles. Ein Vorbild f. d. Pazifismus. München, Ernst Reinhardt, 1919. M. 19.50.

Spengler, Osw., Preußentum u. Sozialismus, München, C. H. Beck, 1920. M. 4.—.

Stölzel, Adolf, Ein Karolinger Königshof in 1000jähr. Wandlg. Berlin, Fr. Vahlen, 1919. M. 18.—.

Strauch, Paradisus anime intelligentis. (Deutsche Texte d. Ma., 30. Bd.) Berlin, Weidmann, 1919. M. 14.—.

Tönnies, Ferd., Die Entwicklg. d. sozial. Frage b. z. Weltkriege. (Sammlg. Göschen, 353. Bd.) Berlin, Vereinig. wissensch. Verleger, 1919. M. 2.40.

Troeltsch, Ernst, die Dynamik d. Gesch. nach d. Geschichtsphilosophie d. Positivismus. (Philos. Vorträge, Nr. 23). Berlin, Reuther u. Reichard, 1919. M. 3.60.

Völker, Joh., Konrad III. in der Darstellg. Ottos v. Freising. Kolberg, C. F. Post, o. J.

Warschauer, A., Geschichte d. Stadt Gnesen. Posen, Verl. d. Hist. Gesellsch. f. d. Provinz Posen, 1918.

v. Wecus, Edm., Die Bedeutg. d. Ortsnamen f. d. Vorgeschichte. Zeitz, Sis-Verlag, 1919. M. 8.25.

Wehrmann, Mart., Gesch. v. Pommern. 1. Bd., 2. Aufl. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1919. M. 12.—.

Wolff, Rich., Politik d. Hauses Brandenbg. im ausgehenden 15. Jh. (1486 bis 1499.) München, Duncker u. Humblot, 1919. M. 7.—.

Wutke, Konr., Über schles. Formelbücher d. Ma. (Darstellg. u. Quell. z. schles. Gesch., 26. Bd.) Breslau, Ferd. Hirt, 1919. M. 6.50.

Zur Literatur über den Weltkrieg.

II.

Dem allgemeinen Wunsche nach Veröffentlichung des Quellenmaterials, das seinen „Kriegserinnerungen“ zugrunde liegt, hat General Ludendorff[1]) umgehend entsprochen. Es liegt in einem umfangreichen Bande vor. Für die neue, wertvolle Gabe gebührt dem Hrsg. uneingeschränktes Lob. Sie erschließt uns „das Denken und Wirken der OHL.“ und führt uns ein in ihr Arbeitsgebiet, von dessen Umfang und Inhalt wir uns kaum eine Vorstellung machen können. Zwar erschöpft der Band keineswegs das vorhandene Material. Aber alle wesentlichen Dokumente dürften hier vereinigt sein.

Der unerschöpfliche Stoff ist auf 24 übersichtlich geordnete Abschnitte verteilt. Er behandelt die „Friedensarbeit des Generalstabs für die Verstärkung der deutschen Wehrkraft“, Ersatz-, Arbeiter-, Finanz-, Beschaffungs- und Transportfragen (Hindenburg-Programm), die Ernährung, die Landwirtschaft und Stickstoffgewinnung, den Handelsschiffbau, die Bevölkerungspolitik und die Fürsorge für Kriegsteilnehmer, macht uns mit dem vaterländischen Unterricht unter den Truppen bekannt, bringt Mitteilungen aus Presse- und Aufklärungsakten, über die Wahlrechtsvorlage, die Gründung des Königreichs Polen, über den U-Krieg, das Friedensangebot und die Stellung Wilsons. Weitere Dokumente beschäftigen sich mit dem Sonderfriedensversuch des Hauses Parma, der Kanzlerkrise und der Friedensresolution (Juli 1917), dem Friedensvorschlag des Papstes und dem englischen Friedensfühler (Aug. u. Sept. 1917), dem Waffenstillstand mit Rußland, den Friedensverhandlungen und den Kriegszielen der feindlichen Mächte. Einen großen Raum nehmen schließlich die militärischen Vorschriften ein, die bei der OHL. verfaßt worden sind.

Aus dem 1. Abschnitt ist mit Genugtuung zu ersehen, mit welcher Hingabe, Umsicht und Sorgfalt der Generalstab bemüht gewesen ist, das deutsche Heerwesen auf allen Gebieten so auszubauen und zu vervollkommnen, daß der drohende Krieg militärisch bestanden werden konnte. Andererseits ist

---

[1]) Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916/18. Hrsg. v. Erich Ludendorff. VII u. 713 S. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1920. M. 60.—; in Halblein. M. 77.50.

auch hier zwischen den Zeilen zu lesen, daß der Chef des Generalstabes bei allem seinem guten Willen und seiner sich niemals genugtuenden Pflichttreue leider nicht der Mann gewesen ist, sich unter allen Umständen durchzusetzen gegenüber so widerstrebenden Gewalten, wie die Reichsschatzsekretäre es waren und — der Kriegsminister v. Heeringen, in der langen Reihe der preußischen Kriegsminister seit des trefflichen Roon Zeiten — außer Kaltenborn-Stachau — wohl der unzulänglichste. Daß man ihm, wie manchem andern, bei Kriegsbeginn eine Armee anvertraut hat, gehört zu jenen unbegreiflichen Mißgriffen, die das unübertreffliche deutsche Heer und das Vaterland schwer haben büßen müssen.

Eine Anregung Wiens im Herbste 1915, Kongreßpolen Österreich anzugliedern, brachte die polnische Frage in Fluß (15. Abschnitt). Das Weitere taten dazu eine Denkschrift Serings (Juli 1916) und die unverantwortliche Illusionspolitik des Generalgouverneurs v. Beseler. Daß Serings Ausführungen in ähnlichen Bahnen sich bewegten, wird nicht weiter überraschen. Er forderte für Polen einen starken Zuwachs durch weißrussische und ukrainische Gebiete. „Im Schutze Deutschlands", so schließt Sering, „vermag Polen seine historische Mission der Verteidigung von Mitteleuropa und seiner Kultur am vollkommensten zu erfüllen."

Inhaltsreich ist auch der 17. Abschnitt: „Der Sonderfriedensversuch des Hauses Parma-Bourbon." In Verbindung mit den Äußerungen des ehemaligen Botschafters in Wien, Grafen Wedel [1]), des hochverdienten deutschen Militärbevollmächtigten bei dem k. u. k. Armee-Oberkommando, Generals v. Cramon [2]), und des Sektionsrats Demblin [3]), des Vertreters des österr. Ministeriums des Äu. bei Kaiser Karl, sind wir jetzt in der Lage, uns ein zutreffendes Bild von der Sixtusbrief- und Erzberger-Angelegenheit zu machen. Der Mittelpunkt des geheimen politischen Getriebes in Wien waren des Kaisers Schwiegermutter, die Herzogin von Parma, und ihre Stieftochter, die Kaiserin Zita. Deren Einflüssen vermochte sich der willensschwache, unerfahrene, trotzdem immer eigene Wege gehende, selbst vor Lug und Trug und gemeinstem Wortbruch nicht zurückschreckende Kaiser Karl nicht zu entziehen. Die Geschichte des Hauses Habsburg ist reich an Vorgängen, die das helle Tageslicht zu scheuen haben. Aber das Schau-

---

[1]) S. Neue Preuß. (Kreuz-)Zeitg. v. 14. Febr. 1920.

[2]) A. v. Cramon, Unser ö.-u. Bundesgenosse im Weltkriege. Erinnerungen. VII u. 205 S. Berlin, E. S. Mittler u. S., 1920. M. 22.—. Ein überaus lehrreiches, trefflich geschriebenes, die Verhältnisse klar übersehendes und richtig einschätzendes Buch.

[3]) Aug. Demblin, Czernin u. die Sixtus-Affäre. 102 S. München, Drei-Masken-Verlag, 1920. M. 5.—. D. stand mitten in dem Gange der Ereignisse vom 2.—14. April 1918, die zur Entlassung Czernins führten.

spiel, das der charakterlose Schwächling Karl bietet und seine Parmasippe, dieses deutschfeindliche, besonders das evangelische deutsche Kaisertum mit tödlichem Haß verfolgende, von dunklen Gewalten ultra montes gelenkte Bourbonen-Geschlecht, ist einzig in der modernen Geschichte, ist geradezu skandalös. Wie tief muß eine Familie gesunken sein, die, wie die ehedem so stolzen Parmas, sich nicht entblödete, den fadenscheinigen Glanz ihres wurmstichigen Hauses durch ein riesiges Kriegswucher- und Schiebergeschäft auf Kosten des hungernden österreichischen Volkes wieder aufzufrischen! Das und manches andere ist bei Demblin mit Nutzen nachzulesen. Und in diesen Kreisen war Erzberger ein gern und häufig gesehener Gast.

Die Sixtusbriefgeschichte ist nicht der einzige krasse Fall in Kaiser Karls langem Sündenregister. Sie ist aber der schändlichste: sie bedeutet schmählichen Verrat am deutschen Bundesgenossen.

Über den Grafen Czernin und seine Politik der Anbiederung bei den Mächten der Entente ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Auch wird noch mancherlei zu sagen sein über die leichtfertige Art, mit der er, wie die Mehrzahl der führenden ö.-u. Staatsmänner und Militärs, die Schuld an allen ö. Mißerfolgen den „brutalen" preußischen Junkern und Generalen aufzubürden sucht [1]). Freilich diese Männer, die nur ihre schwere, meist sehr harte Pflicht zu erfüllen trachteten, waren den lässigen, jeglicher Einsicht ermangelnden Herren in Ö. sehr unbequem. Wie dem aber auch sei, jedenfalls scheint festzustehen, daß Czernin in der Sixtusbrief-Angelegenheit der Betrogene war.

Von außerordentlichem Interesse ist ferner der Briefwechsel zwischen der OHL. und dem Reichskanzler im Juni 1917

[1]) Ähnliche Anschauungen vertreten mit besonderer Schärfe: a) der österr. Journalist Karl Friedr. Nowak in seinem Buche: „Der Weg zur Katastrophe". XIV u. 292 S. Berlin, Erich Reiß, O. J. M. 13.75. Glänzend geschrieben, ist dieser Panegyrikus auf Conrad v. Hötzendorf lediglich geeignet, harmlose Leser in die Irre zu führen. Selbst Feldmarschall Conrad bezeugt dem Vf., daß er manchen seiner „Deduktionen nicht beipflichten kann, ebenso auch nicht der stellenweise Schärfe der Kritik, sowie der abfälligen Beurteilung einzelner Persönlichkeiten". So verkündet stolz auf S. XI das Vorwort der mir vorliegenden 7.—12. Aufl. Eine naive Selbsttäuschung des Vf., deren er erst inne wurde, als die Kritik sich ihrer annahm. Seitdem sucht man sie in den folgenden Auflagen vergebens. b) Prinz Ludwig Windischgraetz in der Schrift: „Vom roten zum schwarzen Prinzen". Berlin, Ullstein u. Co., 1920. 326 S. M. 36.—. W. gibt erwünschten Aufschluß über die äußere und innere Politik Österr.-Ungarns im Vor- und Nachaugust, bewegt sich aber sonst in leidenschaftlichen Anklagen gegen das k. u. k. System, die führenden Männer und die Totengräber Ungarns, vor allem gegen den wüsten Verräter Mich. Karolyi, u. ist in hohem Maße befangen in seinem Urteil über Deutschland u. in der Einschätzung historischer Vorgänge. — Daß Bücher dieser Art gerade in Deutschland willige Verleger und Abnehmer finden, ist eine bedauerliche Tatsache.

(18. Abschnitt). Er erstreckt sich auf die wachsenden inneren Schwierigkeiten, auf den Konflikt zwischen beiden Stellen und die Friedensresolution des Reichstages. Nicht minder wertvoll ist das Protokoll vom 12. Juli 1917 „mit den Äußerungen der führenden Parlamentarier vor dem Kronprinzen über die Friedensresolution und den Kanzlerwechsel". Die bekannte scharfe Stellungnahme Erzbergers gegen Bethmann findet hier ihre volle Bestätigung. Auch die Besprechung der OHL. mit einer Reihe von Reichstagsabgeordneten am 13. Juli 1917 über die Kriegslage und die inneren Verhältnisse bringt mancherlei erwünschte Aufschlüsse.

Der 21. Abschnitt enthält eine Anzahl wertvoller Dokumente zur Geschichte von 1918. Hervorzuheben sind besonders 2 Denkschriften des Obersten v. Haeften über eine „Deutsche politische Offensive i. J. 1918". Sie zeugen von tiefeindringendem Verständnis für die damalige innerpolitische Lage in England. Ob die RL. von diesen sachkundigen Anregungen Notiz genommen hat, ist nicht bekannt.

Die Ausführungen Ludendorffs in seinen, gegen das amtliche Weißbuch gerichteten Schriften (vgl. „Mitteilungen", 48. Bd., S. 4) werden im 22. Abschnitt (Friedensverhandlungen) mehrfach ergänzt und vervollständigt. Angemerkt sei hier eine Äußerung des damaligen Staatssekretärs Scheidemann. Nachdem er kurz vorher dem Kaiser den Eid der Treue geleistet, spielt er, worauf L. (S. 555) mit Recht hinweist, bereits am 16. Okt. 1918 mit dem Gedanken der Beseitigung des Monarchen [1]).

Im letzten Abschnitte sind die taktischen Erfahrungen des vierjährigen Kampfes niedergelegt. Ein unerschöpflicher Born militärischen Wissens, bilden diese Schriften in ihrer unübertrefflichen Klarheit und Übersichtlichkeit das einzigartige Vermächtnis der OHL. an das deutsche Volk für die Tage seiner Wiederauferstehung. — An dem beigefügten Personen- und Sachregister ist nichts auszusetzen.

Die Sammlung und Ordnung der „deutschen Doku-

[1]) Bei dieser Gelegenheit darf an einen anderen, ähnlichen, der Mitwelt längst aus dem Gedächtnis entschwundenen historischen Vorgang erinnert werden. Es war bei der Eröffnung des Kriegs-Reichstages am 4. August. Nach Verlesung der Thronrede sprach der Kaiser zu der Versammlung: „Zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschied, ohne Standes- und Konfessionsunterschied mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir dies in die Hand zu geloben." Das geschah. (S. Wippermann, Dt. G.-Kalender 1914, II, S. 47.) Als aber dann die Stunde der Not schlug und ein deutscher Fürst sich dazu hergab, seinen Kaiser schändlich zu verraten, versagte die ganze Reichstagsfront von Westarp bis Scheidemann. Kein Abgeordneter erinnerte sich des Gelöbnisses vom 4. August. Keiner. Deutsche Treue!

mente zum Kriegsausbruch"[1]) ist von Karl Kautzky mit Unterstützung von Gust. Mayer in der Zeit von Nov. 1918 bis Anfang Mai 1919 abgeschlossen worden. Die endgültige Herausgabe der Publikation wurde dem General Grafen Montgelas und dem Prof. Walter Schücking übertragen. Weitaus das größte Verdienst um das Gelingen des Ganzen gebührt jedoch dem Archivar Dr. Herm. Meyer und dem früheren Archivassistenten Dr. Rich. Wolff. Dafür haben beide Herren eine ehrenvolle Erwähnung im allgemeinen Teil der Vorbemerkungen gefunden. Der geradezu unheimliche Titel des Werkes bot für ihre Namen keinen Raum mehr. Dagegen wird hier Karl Kautzky zwiefach in das helle Tageslicht gerückt. Dem Verdienste seine Krone!

Die Sammlung enthält 1123 Aktenstücke. Davon sind 937 „im vollen Wortlaut", 186 ihrem „wesentlichen Inhalt nach angeführt". Ein Anhang bietet u. a. die österr.-ung. Note an Serbien, den Dreibundvertrag in der Fassung vom 5. Dez. 1912, den österr.-ung.-rumän. Bündnisvertrag in der Fassung vom 5. Febr. 1919 mit der Akzessionserklärung Deutschlands vom 26. Febr. 1913 und die bayr. Gesandtschaftsberichte in Berlin vom 2. Juli bis 5. Aug. 1914. Anhang VIII bringt eine Aufzeichnung des Unterstaatssekretärs Frhr. v. d. Bussche vom 30. Aug. 1917 über „eine Beratung militärischer Stellen in Potsdam bei S. M. im Juli 1914", in der angeblich beschlossen wurde, „auf alle Fälle vorbereitende Maßnahmen für den Krieg zu treffen". Es handelt sich dabei um den von der Entente erfundenen „Kronrat" vom 5. Juli 1914. Erfreulicherweise haben die Hrsgb. zu dieser verdächtigen Aufzeichnung Stellung genommen und (S. XIII ff.) ein erdrückendes Beweismaterial für die völlige Unhaltbarkeit dieses „nachträglichen Aktenvermerks eines an den Vorgängen des Jahres 1914 nicht beteiligten Beamten" beigebracht[2]).

Die Urkunden selbst sind ohne Kürzungen oder irgendwelche Änderungen des „Textes und in streng chronologischer

---

[1]) Die deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch. Vollständige Sammlung der von Karl Kautzky zusammengestellten amtl. Aktenstücke mit einig. Ergänzungen. Im Auftrage des A. A. nach gemeinsamer Durchsicht mit Karl Kautzky hrsg. v. Graf Montgelas u. Walter Schücking. 4 Bde. — I. Bd.: Vom Attentat in Sarajevo bis zum Eintreffen der serb. Antwortnote nebst einigen Dokumenten aus den vorhergehenden Wochen. XXXIV u. 268 S. — II. Bd.: Vom Eintreffen der serb. Antwortnote in Berlin bis zum Bekanntwerden der russ. allgemein. Mobilmachung. XVI u. 198 S. — III. Bd.: Vom Bekanntwerden der russ. allgemein. Mobilmachung b. z. Kriegserklärung an Frankreich. XX u. 188 S. — IV. Bd.: Von der Kriegserklärung an Frankreich b. z. Kriegserklärung Österr.-Ungarns an Rußland nebst Anhang. XV u. 221 S. — Charlottenburg, Deutsche Verlagsgesellsch. f. Politik u. Gesch., 1918. M. 37.40.

[2]) Der Sachverhalt, der der Legende vom Kronrat zugrunde liegt, ist auch in „Deutsches Weißbuch über die Verantwortlichkeit der Urheber des Krieges" (S. 77 ff.) dargelegt.

Anordnung abgedruckt". Ein Verfahren, das zu billigen ist, zumal es eine alleinseligmachende Editionstechnik nicht gibt. Der Abdruck selbst ist mit denkbar größter Sorgfalt bewerkstelligt.

„Von Kautzky sind auch" — man weiß ja, zu welchem Zweck — „die Randglossen des Kaisers mit in den Abdruck der diplomatischen Urkunden aufgenommen worden." Nun sie da sind, möchten wir sie keineswegs missen. Diese zum Teil höchst temperamentvollen Bemerkungen treffen in vielen Fällen gewissermaßen den Nagel auf den Kopf, sind aber, wie die Hrsgb. zutreffend bemerken, in der Regel ohne Einfluß auf den Gang der Ereignisse gewesen. Das wird man heute mit Bedauern feststellen müssen.

In der „Schlußbemerkung" (S. XII f.) wird die merkwürdige Behauptung aufgestellt: „Es gehört schon in innerstaatlichen Angelegenheiten zur Routine der Verwaltung, daß gerade besonders delikate Angelegenheiten zunächst in Privatbriefen zwischen den beteiligten Personen besprochen werden. Dieser Brauch dürfte aus naheliegenden Gründen auch in Angelegenheiten der auswärtigen Verwaltung eine bedeutsame Rolle gespielt haben." Nur völlig naive Gemüter werden an die Möglichkeit solcher Geschäftsführung glauben. Hoffnungslos weltfremd aber ist, wer sie als feststehende Tatsache zu verkünden unternimmt. Zum Überfluß hat ein Eingeweihter, der Legationsrat v. Bülow[1]), sachkundig ausgeführt, daß der behauptete „Brauch" für das A. A. niemals in Frage gekommen ist. Es genügt, hier auf dessen Ausführungen zu verweisen.

Die „Vorbemerkungen" schließen mit der Erwägung, daß sich „eine völlige Aufhellung aller Vorgänge", die zum Kriege geführt haben, nur dann erreichen läßt, wenn die ehemals feindlichen Staaten sich entschließen könnten, mit derselben rückhaltlosen Offenheit ihre Urkunden dem Publikum der ganzen Welt vorzulegen, wie es die deutsche und die österr. Republik getan haben. Darauf ist zu erwidern: Lasciate ogni speranza! Unsere Gegner werden sich niemals dazu entschließen, die eigene Schande öffentlich zur Schau zu tragen. Gerade unsere Publi-

---

[1]) B. W. v. Bülow, Die Grundlinien der diplom. Verhandlungen bei Kriegsausbruch. 121 S. Charlottenburg, Dt. Verlags-Ges. für Politik u. G., 1920. — S. 69 f. Die Schrift fördert die Erkenntnis der tatsächlichen Zusammenhänge und damit auch die Frage nach der Entstehung des Weltkrieges und der Verantwortlichkeit. Zu wünschen wäre allerdings eine etwas klarere und übersichtlichere Disposition. Der vorsichtig abwägenden Darstellung liegen zugrunde die „Dt. Dokumente", die österr.-ung. Rotbücher (Diplomat. Aktenstücke zur Vorgesch. des Krieges 1914. 3 Teile, die Zeit v. 28. Juni bis 27. August 1914 umfassend. Wien 1919), die Veröffentlichungen Pokrowskis u. die — mit kritischem Urteil benutzten — Farbbücher der Entente-Mächte.

kation zeigt, wie viel sie zu verbergen haben. — Im folgenden stellen wir einige Ergebnisse aus der verdienstvollen Sammlung zusammen:

Angesichts der Gefahren und Schäden der großserbischen Propaganda, die durch den Mord von Sarajevo offenbar wurden, entschloß sich Österr.-Ungarn, nachdem es den serbischen Treibereien lange Zeit gelassen zugesehen hatte, zu scharfem Vorgehen gegen den Nachbarstaat. Berchtold faßte von vornherein eine kriegerische Lösung des Streitfalles ins Auge, weihte aber den Bundesgenossen nur zum kleinsten Teile in seine Pläne und Absichten ein und trieb mit ihm ein unehrliches, hinterhältiges Spiel. Das war von jeher des Landes so der Brauch. (Vgl. u. a. die Annexion von 1908.) Die deutsche Reichsleitung, von der Notwendigkeit eines energischen Einschreitens gegen den serbischen Verschwörer und Unruhestifter überzeugt, gab Ö. in ungerechtfertigter Vertrauensseligkeit freie Hand und setzte damit den Bestand des Reiches und seine Zukunft aufs Spiel. Eine Erörterung der von Ö.-U. zu ergreifenden Maßnahmen und eine Äußerung über geeignete, an Serbien zu stellende Forderungen lehnte die DRL. ab, namentlich im Hinblick auf die Eifersucht, mit der Wien die Meinung vertrat, daß es darüber allein zu entscheiden habe. Dagegen wurde ihm von Berlin der — politisch zweifellos durchaus richtige und zweckmäßige — Rat möglichst raschen Einschreitens erteilt. Wien ließ ihn unbeachtet und vertrödelte in unverantwortlicher Weise die Gunst des Augenblicks.

Über die Möglichkeit, daß aus dem österr.-serb. Streit ein europäischer Krieg entstehen könne, war die DRL. keinen Augenblick im Zweifel. Sie sah jedoch die Gefahr für den Frieden nur auf russischer Seite und lebte in dem verhängnisvollen Wahn, daß das Zarenreich nicht genügend gerüstet und deshalb zu einem Krieg nicht imstande sei. Überdies war sie überzeugt, den Krieg verhindern zu können, solange sie selbst den Frieden wollte [1]). Eine Beteiligung Frankreichs oder Englands hielt sie für unwahrscheinlich. Außerdem setzte man in Berlin, in völliger Verkennung der Wirklichkeit, allzu sanguinische Hoffnungen auf die persönlichen Beziehungen von Monarch

[1]) Einen tiefen Einblick in die polit. Anschauungswelt des A. A. im Voraugust gewährt das wenige Monate vor Kriegsausbruch erschienene Buch: J. J. Ruedorffer, 'Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart. XIII u. 252 S. Stuttgart u. Berlin, Dt. Verlagsanstalt, 1914. M. 12.—. R. (Pseud. für den dem A. A. angehörenden Geh. Legationsrat Riezler) erklärt u. a. (S. 221) einen Krieg der Großmächte für im höchsten Grade unwahrscheinlich. Keine von ihnen habe ein Interesse an einer kriegerischen Lösung. Es handele sich lediglich um gegenseitiges Bluffen. Alle seien sich darüber klar, daß bei einem Kriege das Risiko sehr groß, die Aussicht auf Gewinn sehr gering sei. Also politische Urteilslosigkeit in höchster Potenz. Daher auch die Abneigung der RL. gegen das „Rüstungsfieber“ des Generalstabs.



zu Monarch. An der Abfassung des ö.-u. Ultimatums hatte die deutsche Regierung keinen Anteil. Der Hauptinhalt der Note war in Berlin nur in Umrissen bekannt. Man war dort kaum besser unterrichtet als das Pariser Kabinett. Ein „tschechischer Freund" am Ballplatz hatte ihm rechtzeitig die nötigen Unterlagen verschafft. Der Wortlaut der Note lag in Berlin erst am Abend des 22. Juli vor.

Erst als die DRL. zu ihrem Schrecken gewahrte, wohin die Reise ging, und dessen inne wurde, daß Ö.-U. die notwendigen Schritte versäumte, griff sie ein. Es bedurfte jedoch eines starken Druckes, um Wien zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Viel zu spät. Es gelang nicht mehr, den Mächten der Entente wenigstens das Odium der Schuld am Kriege aufzubürden.

Für eine Verständigung mit Italien, auf die Berlin fortdauernd hinwirkte, zeigte Berchtold kein Verständnis. Und der erschreckend unfähige österr. Vertreter in Rom, v. Mérey, tat das seinige, um sie vollends zu hintertreiben.

Die von der DRL. versuchte Einwirkung auf Rußland hatte keinen Erfolg. Der doppelzüngige Überslawe Sasonow und die verbrecherischen militärischen Gewalten, der Kriegsminister Suchomlinow und der Generalstabschef Januschkjewitsch, wollten den Krieg. Wie sie, so dachte und wollte auch die franz. Regierung.

Das englische Kabinett nahm an dem österr.-serb. Streit anfangs nur geringen Anteil. Jedenfalls erblickte es in ihm keinen ausreichenden Grund, um damit Parlament und öffentliche Meinung für einen Krieg mobil machen zu können. Daher das beständige Schwanken Greys und die fortdauernde Änderung seiner Vorschläge behufs Beilegung des Konflikts. Kaum war jedoch die Nachricht von dem österr. Ultimatum nach London gelangt (24. Juli), da erwartete er den Krieg. Und am 25., dem Tage der russ. Teilmobilmachung, wußte er, daß er vor der Tür stand, und tat nichts, ihn abzuwenden, d. h. Rußland und Frankreich von ihren gefährlichen Kriegsmaßnahmen abzuhalten [1]). Im Gegenteil. Seine nunmehr völlig unzweideutige Haltung und die Überzeugung, daß mit Englands Beteiligung

---

[1]) Noch der Aufklärung bedarf, inwieweit daran auch Sir Arthur Nicolson, Unterstaatssekretär im Foreign Office, beteiligt ist. N. war bekanntlich der schlimmste Deutschenfeind unter den engl. Staatsmännern und einer der ärgsten Kriegshetzer. Infolge seiner außerordentlichen diplomatischen Gewandtheit und seiner für einen Engländer ungewöhnlichen Geschäftskenntnis spielte er im Londoner Ministerium etwa die Rolle, wie ehedem der unselige Holstein im Ausw. Amt. N. hat es immer meisterhaft verstanden, sich im sichern Hintergrunde zu halten und über seine Haltung und Bedeutung auch Lichnowsky mit Erfolg zu täuschen. (Vgl. Dt. Dokum., II, S. 72f.) Wozu allerdings nicht viel gehörte bei diesem leichtgläubigsten und schreibseligsten aller Diplomaten, der überdies für die Absichten der eigenen Regierung nur ein sehr geringes Maß von Verständnis zeigte.



am Kriege sicher zu rechnen sei, hat deren Kriegswillen mehr als alles andere gestärkt und befestigt. England trägt also die „innere und damit die eigentliche Verantwortung“ für diesen Krieg [1]).

Im Sinne Kautzkys und seiner Auftraggeber sollte die vorliegende Publikation der Entente gegenüber den vollen Beweis von Deutschlands Schuld am Kriege erbringen. Sie hat das Gegenteil bewirkt. Aus den hier niedergelegten Dokumenten geht mit erfreulicher Deutlichkeit hervor, daß der Krieg erwachsen ist lediglich aus dem Willen zum Kriege. Und die solchen Willen bekundet haben, sind nicht in Berlin zu suchen, sondern in Petersburg, in Paris, in London. Nicht Kriegslust herrschte in Berlin, sondern „ernstliches Friedensstreben“. Aber es fragt sich, ob die DRL. „in jenen schicksalsschweren Tagen nicht eine Sterilität an diplomatischen Ideen an den Tag gelegt“ hat, die verhängnisvoll wirken mußte. Die europäische Lage war 1914 eine andere, erheblich gespanntere, kriegerische als 1908/9 u. 1912/13. Daher mußte ein so gefährliches Unternehmen wie die Austragung des österr.-serb. Zwistes unter allen Umständen verhindert werden. Deutschland durfte sie nur zulassen, wenn es und sein Bundesgenosse diplomatisch, wirtschaftlich und militärisch ausreichend gerüstet waren, um allen Zwischenfällen gewachsen zu sein. Diese Voraussetzung war jedoch leider 1914 nicht gegeben. Und die Möglichkeit, daß der Krieg eine solche Ausdehnung nehmen und so lange Zeit dauern würde, hat trotz des Feldmarschalls v. Moltke Prophezeiung von dem 7jährigen oder 30jährigen Kriege kein Mensch zugeben wollen.

Die Erwartung, daß die Akten des A. A. Deutschland die ausschließliche Schuld am Kriege aufbürden würden, hatte sich, wie gesagt, nicht erfüllt. Grund genug für den „in Prag geborenen“ Kautzky, diesen Nachteil mit Hilfe jener Akten in einem öden, überdies „miserabel gedruckten

[1]) Über die Urheber des Krieges hat sich der 5. Reichskanzler in seiner Reichstagsrede v. 2. Dez. 1914 rückhaltlos und zutreffend ausgesprochen. (Vgl. Bethmann Hollwegs Kriegsreden. Hrsg. von Friedr. Thimme, Stuttgart u. Berlin, Dt. Verlags-Anstalt, 1919. S. 13 ff. M. 16.70.) Wir haben es hier mit einer in ihrer Art geradezu mustergültigen Publikation zu tun. Aufmerksamste Beachtung verdient vor allem die, bei aller Knappheit, tiefschürfende Einleitung. Sie sucht den Leser in das Verständnis der Bethmannschen Politik einzuführen und Zeugnis abzulegen von seinem „reinen und ehrlichen Wollen“. Zweifellos mit Erfolg. Auch der unterrichtete Leser wird aus den sachkundigen Ausführungen vielerlei Belehrung schöpfen und doch der Meinung sein, daß im Staats- und Völkerleben ausschließlich die Tat und der Erfolg entscheiden. — Eine reiche Fülle zuverlässig gesicherter, überraschender Aufschlüsse über die „Kräfte und Strömungen, die den Weltkrieg herbeiführten“, bietet Rob. Hoeniger in seiner scharfsinnigen, überzeugenden, leider noch nicht genügend beachteten Untersuchung: „Rußlands Vorbereitung zum Weltkrieg. Auf Grund unveröffentlichter russ. Urkk.“ 139 S. Berlin, E. S. Mittler u. S., 1919. M. 6.60.

Pamphlet"[1]) wettzumachen. Auf eine Geschichtsklitterung à la Grelling hier näher einzugehen, liegt nicht die mindeste Veranlassung vor. Um so weniger, als neuerdings auch Helmolt[2]) sich dieser so unerfreulichen Aufgabe gewidmet hat. Mit vollem Erfolg. In einer dankenswerten Vorbemerkung kennzeichnet H. gebührend das mit dem Erscheinen des „Grünbuchs" verbundene, das Ansehen Deutschlands aufs schwerste schädigende „internationale Zwischenspiel" — im Grunde ein geschäftliches Manöver erster Ordnung. Dann wird in drei Kapiteln der Inhalt des Sensationsmachwerks einer eingehenden, scharfsinnigen, geistvollen und sachlich vornehmen, daher um so wirksameren Kritik[3]) unterzogen. Ihr Ergebnis ist für Kautzky, der gelegentlich auch vor „kleinen, aber charakteristischen Fälschungen" nicht zurückschreckt, und sein „Grünbuch" geradezu vernichtend. H. hat mit seiner Arbeit der deutschen Wissenschaft, vor allem aber dem Vaterlande einen Dienst geleistet, für den wir ihm nicht dankbar genug sein können.

In einem Nachtrage beschäftigt sich H. mit einer zweiten Broschüre Kautzkys[4]) und stellt auch hier fest, daß der „Internationale K. mit seiner einseitigen Voreingenommenheit gröblich das oberste Gebot aller echten Geschichtschreibung verletzt: das Streben nach Objektivität und Wahrhaftigkeit".

Dasselbe Material, das Kautsky, der Historiker und Marxist, für seine Schriften verwertet hat, ist auch von v. Bülow[5]) und Rich. Wolff[6]) benutzt worden. Beide kommen indes, wie das bei ernsthaften Forschern nicht anders zu erwarten war, zu Ergebnissen, die den von Kautzky festgestellten angeblichen Tatsachen ganz und gar widersprechen.

Wolffs fleißige Studie gibt in ihrem geschickten und übersichtlichen Aufbau, in ihrer klaren und anschaulichen

---

[1]) Karl Kautzky, Wie der Weltkrieg entstand. Dargestellt nach dem Aktenmaterial des Dt. A. A. 182 S. Berlin, Paul Cassirer, 1919. M.-6.60.

[2]) Hans F. Helmolt, Kautzky, der Historiker. Das Grünbuch Karl Kautzkys „Wie der Weltkrieg entstand" im Lichte der Kautzky-Akten. Eine krit. Untersuchung. 119 S. Charlottenburg, Dt. Verlagsanstalt für Politik u. Gesch. m. b. H., 1920. M. 12.—.

[3]) Zu S. 22, Anm., darf bemerkt werden, daß auch Bresnitz v. Sydačoff, von Geburt Serbe, aber guter Österreicher, in der Schrift „Die Wahrheit über Habsburgs Ende" (103 S. Leipzig, B. Elischer Nachf., 1920) mancherlei Merkwürdiges über Franz Ferdinands Ende, die Zustände in Sarajevo u. den Feldmarschallt. Potiorek, diesen Typus des unfähigen, vom Größenwahn gepeinigten österr. Hofgenerals, zu berichten weiß u. damit Ziberts „Enthüllungen" wertvoll ergänzt.

[4]) Kautzky, Delbrück u. Wilhelm II. Ein Nachwort zu meinem Kriegsbuch. 55 S. Berlin, Neues Vaterland (E. Berger & Co.), 1920. M. 6.—.

[5]) S. oben S. 70.

[6]) Rich. Wolff, Die Dt. Regierung u. der Kriegsausbruch. Eine Darstellung auf Grund der amtlich. dt. Vorkriegsakten. 120 S. Berlin, Reimar Hobbing, 1919. M. 12.—.

Darstellung ein im allgemeinen zutreffendes Bild von der Entwicklung der Dinge in der Zeit vom 28. Juni bis 4. August 1914. Daß der Vf. sich außerdem redlich bemüht hat, viele schwierige und strittige Punkte, wie die Belgische Frage u. a., mit selbständigem und kritischem Urteil zu durchdringen und zu ihrer Lösung beizutragen, ist unverkennbar. So darf seine Schrift als ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges mit Dank begrüßt werden. Einige Einwände und Berichtigungen [1]), die unten zusammengestellt sind, vermögen den Wert der Arbeit nicht zu beeinträchtigen.

---

[1]) Walter Rathenau ist nach W. (S. 5) einer „unserer geistvollsten Autoren". Ganz recht. R. ist, namentlich in seinen Kaiserschriften, so hochgradig geistvoll, daß der Durchschnittsleser Mühe hat, seinen Ausführungen zu folgen. — Maximilian Harden als Gewährsmann für historische Dinge zu zitieren (S. 15), ist vom Übel, seitdem dieser „Judas Ischarioth" von Hans Delbrück, vornehmlich aber von Friedr. Thimme als ein „mit dem ekelsten moralischen Aussatz Behafteter" endgültig zum politischen Tode verdammt worden ist. (S. Thimme, Maxim. Harden am Pranger: Flugschr. der „Neuen Woche" Nr. 1. Berlin, Verlag der „Neuen Woche", Maximil. Goerlich, 1919.) — Das angeblich (S. 45) am „Donnerstag" (23. Juli) um 1,35 Uhr nachm. abgegangene Telegramm Bethmanns ist erst am Sonntag (26. Juli) von Berlin aus expediert worden. („Dt. Dokum." I, 199.) — Was es mit der fast bedingungslosen Annahme der drakonischen Forderungen Österr.-Ungarns durch Serbien (S. 53) auf sich hat, kann man ermessen, wenn man den von der k. u. k. Regierung zu der serb. Antwort gelieferten Kommentar, so übertrieben er auch einige Dinge behandelt, zum Vergleich heranzieht. (S. Diplomat. Aktenstücke II, S. 173 ff.) — Das (S. 54) erwähnte Handschreiben des Kaisers v. 28. Juli ist an Jagow gerichtet, nicht an den Kanzler. (Dt. Dok. II, 293.) — Nach W. (S. 69, Anm. 87) wurde Moltke „als die zum Kriege mit England treibende Kraft auch vom Kaiser empfunden". W. stützt seine Behauptung auf eine Mitteilung des Generals v. Stein („Erlebnisse", S. 38), des Inhalts: „Als die ersten Nachrichten über Lüttich ungünstig lauteten, hatte ihm (Moltke) der Kaiser in seiner offenen Art gesagt: ‚Nun sehen Sie wohl, da haben Sie mir die Engländer ohne Grund auf den Hals gebracht!'" Wie aus diesem Satze ein Schluß im obigen Sinne gezogen werden kann, ist unverständlich. — W. erwähnt (S. 69) eine Versammlung der höchsten militärischen Stellen im Neuen Palais am 29. Juli. S. 75 nennt er diese Versammlung den „Potsdamer Ministerrat", S. 84 den „Potsdamer Kronrat", S. 89 den „Potsdamer Kriegsrat". Der Leser hat also die Wahl zwischen 3 verschiedenen Versionen. Nach Tirpitz (Erinner. S. 237) hatte der Kaiser am 29. Juli die militärischen Chefs versammelt, „um sie über seine Verhandlungen mit dem Kanzler zu unterrichten". Es handelte sich also weder um einen Minister-, noch um einen Kron- (der übrigens ganz anders auszusehen pflegte), noch um einen Kriegsrat. — Nach W. (S. 79) hat der Kanzler, einem Wunsche Moltkes Folge leistend, die soeben nach Wien gerichtete Instruktion (Dt. Dok. II, Nr. 441) sistiert. W. übersieht, daß das Telegramm Nr. 451 (Dt. Dok. II) v. 30. Juli nur einen Entwurf darstellt. Tatsächlich erfolgte die Sistierung der Instruktion mit Rücksicht auf eine Depesche des Königs von England an Prinz Heinrich (Dt. Dok. II, Nr. 464). Vgl. die zutreffenden Ausführungen bei Helmolt, Kautzky S. 77 ff. — Die von W. häufig benutzte, später hier noch ausführlicher zu würdigende Schrift des Publizisten Gooß „Das Wiener Kabinett und die Entstehung des Weltkrieges" (Wien 1919) vertritt einen einseitigen und tendenziösen Standpunkt. Sie wird daher nur mit Vorsicht zu verwerten sein.

Im 1. Kapitel behandelt W. die Vorgeschichte des österr.-ung. Ultimatums, die Haltung Italiens — namentlich den Kompensationsstreit, der auch von Helmolt (S. 59ff.) lichtvoll erörtert wird —, Englands und Rußlands. Hier hätte vielleicht auch mit einem Wort auf die Ursachen und die Entwicklung der deutschfeindlichen Stimmung in den Kreisen der russ. Intelligenz seit 1870 eingegangen werden können.

Im 2. Teil wird das allmähliche Auswachsen des lokalen Konflikts zur europäischen Krisis (24. bis 28. Juli) geschildert, besonders der Umschwung der deutschen Politik. Ob Grey, wie W. meint, in den ersten Wochen aufrichtig die Erhaltung des Friedens erstebt hat, ist wenig wahrscheinlich. Die gutgläubigen, wortreichen Versicherungen Lichnowskys sind mit Vorbehalt aufzunehmen. Die beiden folgenden Abschnitte beschäftigen sich mit der russ. Mobilmachung und ihren Folgen, vor allem mit dem Eingreifen Englands. Der letzte Teil ist dem Dreibund gewidmet und dem Bestreben, Bundesgenossen zu werben.

Berlin-Halensee. Georg Schuster.

Rachel, Hugo, Geschichte der Völker und Kulturen von Urbeginn bis heute. Gr. 8°. XII u. 418 S. Berlin, Paul Parey, 1920. Geb. M. 38.— u. 25 % Zuschl.

Die Frucht vieler Jahre tief schürfender Arbeit in einer knappen Anzeige zu würdigen, ist eine schwere Aufgabe. Vielleicht wird man ihr am ehesten gerecht, wenn man R.s Werk mit der „Weltgeschichte in Umrissen“ des Grafen Maximilian Yorck von Wartenburg (in der 21. Aufl. von mir bis zur Gegenwart fortgeführt; Berlin, Mittler & Sohn, 1919) vergleicht oder, genauer, es ihr gegenüberstellt. Für Yorcks „Federzeichnungen eines Deutschen“ war es und ist es immerdar das beste Lob, wenn Geschichtslehrer und Pastoren bekannten, sie mit Gewinn für Unterricht und Predigt verwertet zu haben. Nun, die orthodoxe Geistlichkeit wird sich vielleicht des R.schen Buches weniger annehmen. Dafür wird sich die Lehrerwelt, mit ihrer ausgesprochenen Neigung zum Ausschöpfen von Niederschlägen einer modernen Weltanschauung, an ihm freuen. Während Graf Yorck niemals den positiven Christen und deutschen Edelmann verleugnet, gibt sich R. möglichst voraussetzungslos und erkennt die Vorzüge auch der fremden Völker unumwunden an.

Nicht kritiklos nimmt R. die Ergebnisse jüngstzeitlicher Auffassung des Lebens und seiner Möglichkeiten als Errungenschaften auf. Vielmehr hat man ihm gegenüber die wohltuende Sicherheit, daß das, was er schreibt, die sauer verdiente Ernte emsigen Forschens und Nachdenkens ist. Ich scheue mich nicht, zu sagen, daß sein Streben nach Objektivität oft

an rankische Meisterschaft anklingt. Wie Rankes Gerechtigkeitsgefühl niemals haltloses Schwanken bedeutet, sondern aus einem über den Dingen stehenden, genialen Abwägen fließt, so ersieht der den Urteilen R.s auf den Grund gehende Leser leicht, daß sie einem Gehirn entstammen, das, methodisch geschult, vom gesamten Weltgeschehen sich eine Ansicht geschaffen hat, die fest und doch auch wieder elastisch genug ist, um die Wucht mancher Für und Wider ohne Gleichgewichtserschütterung ertragen zu können. Gerade diese Eigenschaft macht R.s „Weltgeschichte“ geeignet und berufen, der Vertiefung des Geschichtsunterrichts zu dienen. Ein zweiter Vorzug ist die ihr auf Schritt und Tritt anzumerkende liebevolle Berücksichtigung des Kulturgeschichtlichen. „Berücksichtigung“ ist eigentlich noch zu wenig: die Schilderung des Kulturellen bildet geradezu die Grundlage, das Rückgrat des Ganzen. Auch in diesem Betracht mutet das Werk im vornehmsten Sinne modern an.

Die Auswahl und Anordnung des ungeheuern Stoffes zeugt von vorausgehender Bewältigung umfassenden Wissens. Der Stil ist vorbildlich klar und durchsichtig, die Sprache bei aller Schlichtheit gefeilt. Einzelne Härten hier ankreiden zu wollen, wäre angesichts einer so bedeutenden Leistung kleinlich. Das anderthalb Bogen starke Register ist hervorragend. Kurz: ein durch und durch hocherfeuliches Werk, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Kittel, Rud., Geschichte des Volkes Israel. 2. Bd.: Das Volk in Kanaan. Quellenk. u. Gesch. d. Zeit b. z. Babylonischen Exil. 3. umgearb. u. verm. Aufl. (Handbücher d. alt. Gesch., 1. Serie, 3. Abteilg.) Gr. 8°. XVI u. 647 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes A.-G., 1917. M. 20.—.

Dem in Bd. 45, S. 182 dieser Zeitschrift angezeigten 1. Band ist innerhalb Jahresfrist der 2. gefolgt, und damit ist die 3. Aufl. des Handbuchs vollständig geworden. Den Wert und die Bedeutung des umfassenden Werkes habe ich an genannter Stelle bereits genugsam hervorgehoben, und der Eindruck, den der 2. Band nach Inhalt und Darstellung macht, bestätigt nur das dort abgegebene Urteil. Dem Vf. ist es allerdings des Krieges wegen nicht möglich gewesen, die ausländische Literatur zu benutzen. Doch wird sie schwerlich etwas Neues erbracht haben, da die deutsche Wissenschaft grade auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten ebenfalls Großes geleistet hat. Jedenfalls könnte sie kaum solchen Einfluß ausüben, daß der Vf. seine grundlegenden Ansichten einer Revision unterziehen müßte. Die Neuauflage hat auch

ohnedies eine tiefgehende Umarbeitung mit sich gebracht, um die Resultate der neueren Orientforschung gebührend verwerten zu können.

K. baut seine Darstellung auf ausgiebiger Quellenbenutzung auf. Deshalb ist der Quellenkunde jedes Zeitraums ein umfangreicher Abschnitt gewidmet, in dem sich der Vf. mit dem Wert und der Beurteilung der Quellenberichte kritisch auseinandersetzt. Diese Untersuchungen, die teilweise eingehender sind als in einer alttestamentlichen Einleitung, geben dem Handbuch einen besonderen Wert. Der Vf. legt ferner großen Wert auf die Darstellung der religiösen und kulturgeschichtlichen Entwicklung und widmet ihr innerhalb der geschichtlichen Abschnitte jeweils ein besonderes Kapitel. Die Frage der semitischen Religions- und Kulturgeschichte ist seit etwa 30 Jahren mit solcher Intensität in Angriff genommen worden, daß sie für die Geschichte des Volkes Israel nicht ausgeschaltet werden kann. Von ihr aus ist viel Licht auf die Verhältnisse des Alten Testaments gefallen, und ihre Resultate sind für das Verständnis jener Zeit ungemein wertvoll geworden. Aber alles, was die Sonderforschung für die Geschichte Israels an kultur- und religionsgeschichtlichem Material ans Licht schafft, ist seinerseits wieder der semitischen Forschung überhaupt dienlich. Deshalb hat der Vf. mit Recht diesen Resultaten einen breiteren Raum gegeben. Auch diese kulturgeschichtlichen Abschnitte machen das Handbuch für die Wissenschaft wertvoll. Außer diesen beiden besonders erwähnten Vorzügen des Werkes wäre noch anderes anzuführen, was es über die Durchschnittsliteratur hinaushebt. Doch genügt es, zu betonen, daß wir kein zweites Werk nennen können, das den Gegenstand so gewissenhaft und eingehend behandelt. Ob sich jeder Alttestamentler die Ergebnisse der K.schen Untersuchungen restlos zu eigen macht, ist natürlich eine andere Frage; es hängt eben alles von der Wertung der Quellen ab. Aber auch wer in seinen Anschauungen von K. abweicht, muß doch zugeben, daß dessen Handbuch eine der wertvollsten wissenschaftlichen Erscheinungen darstellt.

Müllheim (Baden). Emil Herr.

Wilcken, Ulr., Beiträge zur Geschichte des korinthischen Bundes. (Sitzber. d. kgl. bayr. Ak. der Wissensch., 1917, 10. Abhdlg.) 8°. 40 S. München, Verl. der Kgl. Bayr. Akad. d. Wiss., 1917.

Teilweise im Gegensatz zu Kaerst „Hellenismus“, 2. Aufl., kommt W. bei einer Analyse der Diodor- und Justin-Stelle über die Gründung des Bundes von 338/7 zum Ergebnis, daß Justin-Trogus §§ 1—7 genau die Lücke bei Diodor ergänzt, die XVI, 89, § 2 zwischen dem ersten und zweiten Satz klaffe. Für Justin ergibt sich also eine Lücke IX, 5, § 7 und § 8.

Aus dieser Behandlung der Quellen ergibt sich, daß die den Perserkrieg beschließende Versammlung und die konstituierende Sitzung nicht zusammenfallen (= Beloch, Gr. G., II, 606). W. ist aber gegen Belochs Ansetzung der konstituierenden Versammlung vor Frühling 337 und die Annahme einer halbjährigen Pause zwischen den beiden Sitzungen. W. ist für eine fast unmittelbare Folge der beiden Sitzungen, die nicht bis in den Herbst dauerten. Diese Feststellung ergibt auch gewisse Folgen: *πρέσβεις* (Justin § 1), nicht *σύνεδροι* sind die Vertreter auf der konstituierenden Sitzung, nur allgemein von einer Offensive ward gesprochen (Justin §§ 4—5). Betont und abgegrenzt wird ferner die Eigenart des Titels *ἡγεμών* im Gegensatz zu dem des *στρατηγὸς αὐτοκράτωρ*. Im einzelnen wird dann noch Philipps Auftreten in Korinth analysiert.

Berlin-Friedenau. Hans Philipp.

Meyer, Eduard, Caesars Monarchie und das Prinzipat des Pompejus. Innere Gesch. Roms 66—44 v. Chr. X u. 627 S. Stuttgart, J. G. Cotta, 1918. M. 24.—.

Jeder Geschichtsfreund wird es lebhaft bedauern, daß der Krieg Ed. Meyer an der Fortsetzung seiner „Geschichte des Altertums“ gehindert hat. Denn so werden wir wohl für immer darauf verzichten müssen, eine Darstellung der für die Entwicklung unserer Kultur und unserer staatlichen Verhältnisse grundlegenden Zeiten des makedonischen Weltreiches, der hellenistischen Monarchien, des römischen Kaisertums aus seiner Feder zu erhalten. Unter diesen Umständen sind wir herzlich dankbar, daß er uns in dem vorliegenden Werke eine eingehende Geschichte der für Rom so bedeutungs- und verhängnisvollen Jahre 66 bis 44 v. Chr. gegeben hat. Die letzte Zeit der römischen Republik und die Monarchie Caesars erhalten eine völlig neue Beleuchtung, die vieles klarer erscheinen läßt.

Zunächst weist der Vf. nachdrücklich darauf hin, daß die Auffassung des Pompejus bei Mommsen keineswegs zutreffend ist. Der Gedanke, die Republik zu stürzen und sich zum Monarchen zu machen, lag ihm völlig fern. Der Kampf zwischen Caesar und Pompejus war nicht der Kampf zweier Prätendenten um das Königtum. Vielmehr rangen die alte Republik in der Form der Senatsherrschaft, die absolute Monarchie Caesars und die Gestaltung, die Pompejus erstrebte, die militärische und politische Leitung des Staates durch den amtlosen Vertrauensmann des Senats und der Aristokratie, den Princeps, miteinander. Die Stellung, die Pompejus für sich wünschte und die er zuletzt annähernd erreicht hat, ist in allen wesentlichen Punkten bereits das Prinzipat des Augustus. Darin beruht die weltgeschichtliche Bedeutung des Pompejus. Er war keine geniale, seiner Stellung innerlich gewachsene Persönlich-

keit, aber die Entwicklung hat ihn zum Vorläufer des römischen Kaisertums gemacht, während die Schöpfung Caesars keine Dauer gehabt hat. Cicero hat in seiner Schrift „de republica" die theoretische Begründung der Stellung des Pompejus gegeben, wie M. überzeugend nachweist (S. 176 ff.). Im engen Anschluß an die griechischen Staatsrechtslehrer, aber doch mit ständiger Berücksichtigung der römischen Einrichtungen tritt Cicero hier für die gemischte Verfassung ein, die die Vorzüge der Monarchie, Aristokratie und Demokratie in sich vereinigt. Diese gemischte Verfassung ist im Grunde die Herrschaft der wahren Optimaten, aber geleitet durch die überlegene Einsicht eines „großen Bürgers und beinahe göttlichen Mannes", den Cicero als „tutor et procurator reipublicae" bezeichnet. Wenn man bedenkt, wie sehr die überragende Stellung eines Princeps dem Wesen der römischen Aristokratie widerspricht, so wird man nicht verkennen, daß Cicero in der Aufstellung dieses Ideals wegweisend gewirkt hat. — Vor Meyer hatte schon Birt in seinen „Römischen Charakterköpfen" ähnliche Gedanken ausgesprochen, und auch Reitzenstein war in einer Abhandlung (Nachr. d. Gött. Gesellsch. d. Wissensch. 1917) zu annähernd gleichen Ergebnissen gekommen. Alle drei Forscher haben also unabhängig voneinander — Reitzensteins Ausführungen konnte M. erst in der Korrektur verwerten — höchst wertvolle Beziehungen zwischen dem Prinzipat des Pompejus, dem Buche Ciceros und dem Prinzipat des Augustus festgestellt.

Ist so dem Pompejus eine weltgeschichtliche Bedeutung zuzuweisen, die Mommsen nicht erkannt hat, so bedarf die Charakteristik, die er von Caesar entworfen hat, nicht minder der Korrektur. Als alter 48er, beherrscht von den Idealen der Märztage, wird Mommsen von dem Haß gegen das Junkertum geleitet. Dieses Junkertum findet er wieder in den Patriziern der alten Republik wie in den Optimaten der Revolutionszeit, deren Verkommenheit er in drastischen Farben schildert. Demgegenüber werden die Ideale der Demokratie verherrlicht, ihre Vertreter mit Sympathie behandelt und entschuldigt. Diese Darstellung gipfelt in der Charakteristik Caesars. Er ist der vollendete Staatsmann, wie ihn die Geschichte weder vorher noch nachher hervorgebracht hat. Er ist von Jugend auf erfüllt von den Idealen der Demokratie, an denen er stets festgehalten hat. Sein Ziel steht ihm von Anfang an klar vor Augen: er erstrebt die unumschränkte Alleinherrschaft nur, um den Neubau des Staates auf Grund der demokratischen Ideale aufzuführen. Dadurch hat er Caesar in eine übermenschliche Sphäre gerückt. „Sein Caesar ist ein Schemen ohne Fleisch und Blut geblieben" (S. 326). Schon A. von Meß hatte in seinem ausgezeichneten Buche über Caesar (Erbe der Alten VII, Leipzig 1913) ein klares und anschauliches Bild des Werdeganges des genialsten Römers und seiner geschickten

Benutzung der demokratischen Partei und der volkstümlichen Schlagwörter gezeichnet. M. gibt uns nun in aller Ausführlichkeit eine Würdigung Caesars (S. 327 ff.). Er führt zunächst aus, daß es zu seiner Zeit eine legitime Verfassung überhaupt nicht gab. Der sullanischen Verfassungsänderung, der durch das Mißregiment des folgenden Jahrzehnts alles Ansehen genommen wurde, bestritten zahlreiche Römer jedes Recht. Eine wirkliche Demokratie war seit Sulla nicht mehr vorhanden; als ernsthafte Gegner des Senats kamen nur die Einzelpersönlichkeiten in Betracht. Zwar blieb der Senat der offizielle Regent des Staates, aber er war zu schwach, um dem anarchistischen Treiben mit Erfolg entgegentreten zu können. In diesen Verhältnissen ist Caesar emporgekommen. Er verachtete die unfähigen Optimaten und hatte für die alten Traditionen der Republik keine Achtung. Demokrat wurde er nur, um durch Opposition hochzukommen. Jeder Erfolg war ihm nur die Vorstufe zu neuen und höheren Zielen. Dabei war er durch und durch Aristokrat, der ein angeborenes Recht auf beherrschenden Einfluß zu haben glaubte. Die Rechtfertigung seines Auftretens sieht M. in dem Bewußtsein seiner überragenden geistigen Bedeutung, in dem Gefühl, Großes leisten zu können. Er war der geborene Staatsmann; von phantastischen Plänen und Entwürfen findet sich bei ihm nichts. So wenig Caesar moralische Bedenken kannte, so wenig ließ er sich von gemeiner Rachsucht leiten. „Überhaupt ist das das Große an Caesar, daß nichts Kleinliches in ihm ist, daß er nichts nachträgt, daß seine Seele eine Schwungkraft besitzt, die ihn immer höher trägt und die Gebrechen immer mehr zurücktreten läßt, je größer die Aufgaben werden, vor die er gestellt wird.“ (S. 335.) Daher kommt auch der Zauber seiner Persönlichkeit, der ihm die vollste Anhänglichkeit seiner Truppen und die wahre Hingebung seiner Gehilfen gewann.

Nach M. lag es Caesar in Gallien ganz fern, sich von dort aus die Alleinherrschaft zu erkämpfen; er wollte sich nur möglichst lange neben den Rivalen ebenbürtig behaupten. Dem diente die Eroberung Galliens, und so erfüllte Caesar gewissermaßen *zufällig* eine große historische Mission und schuf ein Werk, das die geschichtliche Entwicklung bis auf den heutigen Tag beherrscht hat. Hier wird M. m. E. der staatsmännischen Einsicht Caesars nicht gerecht. Dieser hat in klarer Erkenntnis der weltgeschichtlichen Bedeutung seines Vorgehens den Kampf mit den Helvetiern und Ariovist aufgenommen und die völlige Unterwerfung Galliens durchgeführt, so sehr er auch dadurch seinen eigenen Plänen diente. Dagegen hat M. zweifellos recht, wenn er die Ansicht, daß Caesar 49 den Bruch gewollt habe, zurückweist. Damals fühlte er sich noch nicht stark genug, um mit Aussicht auf Erfolg zum entscheidenden Waffengang antreten zu können. Bezweifeln

läßt sich m. E. jedoch nicht, daß Caesar schon die absolute Monarchie als sein Ziel vor Augen hatte. Und er wäre auch, da er gezwungen wurde, zu früh loszuschlagen, besiegt worden, wenn Pompejus seinen Defensivplan gegen die optimatische Opposition bis zuletzt durchgeführt hätte.

Bei der eingehenden Betrachtung der gesetzgeberischen Arbeit Caesars, die den Grund für den Neubau des Staates legen sollte (S. 404—21, 477 ff.), wirft M. die Frage auf, welches Ziel Caesar verfolgte. An Ideale glaubte der Alleinherrscher nicht; er hat nur „Raum für die umfassende Betätigung seiner Herrschergaben" gewinnen wollen. Zwar war er übersättigt, zwar hatte er das Leben schal gefunden, aber solange er lebte, mußte er tätig sein und schaffen. Nach M. ist nun die Monarchie Caesars die Wiederaufrichtung und volle Durchführung des Weltreichs Alexanders. Die Welteroberung ist ihre Voraussetzung und Rechtfertigung, zugleich das Ziel, auf das die gesamte Kulturentwicklung der antiken Welt seit Jahrhunderten hingedrängt hatte. Im Gegensatz zu Mommsen betont M., daß Caesar nach der Königswürde streben mußte, da der Titel ganz untrennbar zum Wesen der Macht gehöre. Das Königtum Caesars aber war das Gottkönigtum Alexanders. So konnte ihn nur die offen anerkannte Monarchie befriedigen, wie er auch stets seine Erhebung zu voller Göttlichkeit gefördert hat (S. 503). Wäre der Senat der Weisung des sibyllinischen Buches, daß nur ein König die Parther besiegen könne, gefolgt, was nicht zu bezweifeln ist, so wäre Italien wie die Griechenstädte in den hellenistischen Reichen aus dem Machtbereich des Königs ausgeschieden, aber verpflichtet gewesen, seine Willenserklärungen als Gottesgebot anzunehmen. Aus dem weltbeherrschenden Volke wären die Römer ein von der allgemeinen Reichsordnung eximiertes Glied der Weltmonarchie geworden (S. 523). Sueton gibt denn auch an (Julius 79), daß Caesar die Residenz nach Alexandrien oder Ilion habe verlegen wollen. Diese Absichten haben zur Verschwörung geführt. An der republikanischen Gesinnung des Brutus, der den Feind des alten Römerstaates, den Usurpator beseitigen wollte, darf man nach M. nicht zweifeln. So sieht M. die geschichtliche Bedeutung der Ermordung Caesars darin, daß Augustus die Republik, deren Traditionen sich als eine gewaltige Macht erwiesen hatten, wiederherstellte und damit das schon in voller Zersetzung begriffene Römertum noch einmal kräftigte. „Den Iden des März ist es zu danken, daß die Entwicklung, die Caesar mit kühnem Griff hatte vorwegnehmen wollen, langsam und segensreich in Jahrhunderten sich vollzogen hat, daß Rom und das Römertum nicht nur ein Name geblieben ist, sondern sich jetzt erst, im Anschluß an den Staatsbau des Augustus, voll entfalten und ausleben konnte. Dieser Staatsbau war freilich nicht mehr die alte

Republik ...., aber noch weniger die Monarchie Caesars ....: sondern der wahre Vorgänger des Prinzipats des Augustus ist Pompejus, es ist die Staatsgestaltung, deren Bild Cicero in der Schrift vom Staat entworfen hatte" (S. 541).

Es ist nicht zu verkennen, daß die Anschauung, zu der M. über das Prinzipat des Pompejus und die Monarchie Caesars sowie die Persönlichkeit dieses größten Römers gelangt ist, mit vielen uns lieb und vertraut gewordenen Vorstellungen aufräumt. Doch wir werden uns entschließen müssen, sie fast alle aufzugeben. Das Bild, das M. von der letzten Zeit der Republik und ihren Kämpfen entwirft, wirkt überzeugend auf den Beschauer.

Angeschlossen sind vier Beilagen: über den Perduellionsprozeß des Rabirius; Sallusts Broschüren an Caesar; Ciceros Briefe ad familiares; die Quellen.

Berlin-Halensee. Fritz Geyer.

Schwartz, Eduard, Kaiser Constantin und die christliche Kirche. 5 Vorträge. 8⁰. VII u. 171 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1913.

Grade jetzt verlangt diese fest zupackende Schrift des Hrsg. von Eusebios' Kirchengeschichte und den (noch im Anfang stehenden) älteren Konzilsakten noch einen nachdrücklichen Hinweis, freilich nicht in dem Sinne, als ob jede einzelne Aufstellung, jedes einzelne Urteil als endgültig anzusehen sei. Dazu ist das Bild der Personen und Dinge zu scharf umrissen. Aber gerade in dieser energischen Zusammenfassung und dem meisterhaften Herausarbeiten großer durchgehender Linien liegt der fruchtbarste Antrieb zu eigenem Durchdenken eines der ganz großen und noch heute unmittelbar nachwirkenden Probleme der Weltgeschichte, das hier in seiner Totalität gesehen und angefaßt wird. „Wer von der politischen Geschichte aus an die Zeit Constantins herantritt, ... entschließt sich nicht dazu, Constantins Weltherrschaft von seinem Verhältnis zur Kirche aus zu begreifen. Umgekehrt übersieht der Kirchenhistoriker nur zu leicht, daß zwischen der vor- und nachconstantinischen Zeit eine tiefe Kluft liegt und mit der Reichskirche etwas absolut Neues geschaffen wird, das anders angeschaut und gewürdigt werden muß als alles, was vorhergeht." Demgegenüber ist der Verfasser bemüht, „das geschichtliche Leben als ein untrennbares Ganze zu nehmen, politischem und kirchlichem, heidnischem und christlichem die gleiche Intensität der wissenschaftlichen Arbeit zuzuwenden". Er schildert zuerst (S. 1—32) Reich und Kirche bis auf Diocletian, der mit seinen Reformen der von Augustus begründeten, von Hadrian neugeordneten, von den Militärkaisern des 3. Jhs. desorganisierten Monarchie das zuletzt wohl verdiente Ende bereitete, und wirft die Frage auf, „ob Diocletian

wirklich diejenige Form der absoluten Monarchie geschaffen hat, die im 4. Jh. in den Händen der constantinischen und theodosianischen Dynastie sich befand und dann allmählich in das rhomaeische ... Kaisertum von Konstantinopel übergeht". Es „treten bei näherem Zusehen die beiden Männer so weit auseinander, erscheint Constantin als ein so rücksichtsloser Neuerer, daß der vorsichtige Forscher versucht ist, in ihm den eigentlichen Schöpfer der ins Ma. hinüberleitenden Monarchie zu sehen, der die Anfänge und Ansätze seines Vorgängers mehr verschüttet als fortführt" (S. 11). Nach einem Überblick über die Verfolgungen bis 311 (S. 32—63) folgt dann das Kernstück, Persönlichkeit und Regierung Constantins, das in 3 Abschnitten, Constantin und die Kirche bis zum Sieg über Licinius (S. 63—96), Origenes und Ariūs (S. 97—134) und der Abschluß: Nicäa 325 und Taufe 337 (S. 134—171), abgehandelt wird. Constantin ist gegen Maxentius 312 „nicht ausgezogen, um die Kirche zu befreien, aber er ging, um seinen Sieg als einen des Christengottes erscheinen zu lassen, so weit, wie es die Rücksicht auf das in Rom noch sehr wurzelhafte Heidentum irgend erlaubte" (S. 67). Constantin ist kein scheinheiliger Heuchler gewesen; daß er „seine, wenn auch lose Angliederung an die Kirche als einen Akt des Glaubens auffaßte, duldet keinen Zweifel". Aber das treibende Element in seinen Entschlüssen war die Weltherrschaft (S. 70 f.). Da er „sein Verhältnis zur Kirche niemals als eine bloße Privatsache aufgefaßt hat, da er von vornherein als Herrscher ihr nahegetreten ist, so muß er daran geglaubt haben, daß dieses Verhältnis seinen weltumfassenden Plänen förderlich sei" (S. 72). Und das Ergebnis? „Wenige Schöpfungen großer Despoten haben sich als so fest erwiesen und die kommenden Geschlechter so in ihrem Bann gehalten wie der Bund, den Constantin zwischen Thron und Altar aufgerichtet hat: seinem eigenen Reich hat dieser Bund kein inneres Leben zugeführt und der Kirche jener Zeiten das ihre geraubt. Was Constantin den Glauben an den Gott der Kirche so aufzwang, daß er ihr den Beruf zuwies, seiner Alleinherrschaft den göttlichen Segen zu verleihen, war die eiserne Festigkeit ihrer Organisation" (S. 170). Aber „weil sie nur Organisation geworden war, vergaß die Reichskirche Constantins, daß ihre stolzesten Tage doch die gewesen waren, in der sie eine Minderheit gewesen war und denen, die freiwillig, oft nicht ohne Gefahr, die große Welt verließen, um ihre Glieder zu werden, eins gab, sich loszulösen von der Masse derer, die nur dem Tage leben". „So reich sich die Kirche Constantins dünkte, in Wahrheit war sie bettelarm geworden ... denn der Geist von oben läßt seiner nicht spotten und straft das Menschenwerk, das in hoffärtigem Wahn ihn einzusperren versucht" (S. 171). Das sind Gedanken, mit denen heute weiteste Kreise sich aus-

einandersetzen müssen. Hier ist auch nur ein Versuch dazu natürlich nicht am Platze. Es sei nur lebhaft bedauert, daß der Vf. nicht doch mit ganz knappen Hinweisen auf Quellen und Begründung seine gerade in ihrer tief persönlich empfundenen Art so stark wirkenden Sätze „unterkellert" hat.

Berlin-Steglitz. A. Hofmeister.

Neufeld, Siegbert, Die Juden im thüringisch-sächsischen Gebiet während des Mittelalters. I. V. d. ältesten Zeiten b. z. „schwarzen Tod" (1348). Gr. 8°. 84 S. Berlin, M. Poppelauer, 1917. M. 2.80.

Der Vf. der „Halleschen Juden im Ma." (1915) will in seiner neuen Untersuchung zeigen, „in welcher Weise die deutschen Juden . . . zu ihrem Teil an der Erhaltung und Verbreitung der Kultur an der Grenzmark, im Elb-Saalegebiet, arbeiteten". Dieses Gebiet umschreibt der Vf. genauer durch die Aufzählung von 124 Orten, aus denen ma. Nachrichten über Juden vorliegen. — Im 1. Hauptabschnitt beschäftigt er sich mit der Topographie, d. h. mit der Örtlichkeit der jüdischen Siedlung und dem jüdischen Gemeindebesitz, der im allgemeinen in Synagoge, Tauchhaus und Friedhof besteht. — Alsdann behandelt er „die ältesten Nachrichten bis zum Interregnum". Erst seit Otto I. haben wir beglaubigte Nachrichten über Judensiedlungen in unserer Gegend. Konnten die Juden um 1000 über ihre soziale Lage kaum klagen, so hatte sich das um 1200 bereits erheblich geändert: sie sind nicht mehr den Kaufleuten gleichgestellt, sondern gelten als Geldhändler. Auch Judenverfolgungen greifen Platz. — Die Zeit „vom Interregnum bis zum schwarzen Tod" behandelt der 3. Abschnitt. Wenn sich Ende des 13. Jhs. die Verfolgungen mehren (Aufkommen des Ritualmordmärchens in unserer Gegend), so nehmen sie im 14. wieder ab; die soziale Lage ist leidlich (Grund und Boden konnte erworben werden) und die Rechtssicherheit zufriedenstellend. Eine völlige Umwälzung tritt 1346 ein.

Bringt auch die Arbeit nicht allzuviel Neues, so stellt sie doch in verdienstlicher Weise alle vorhandenen Nachrichten übersichtlich zusammen. Die baldige Fortführung ist zu wünschen, die manche kulturgeschichtlich wichtige Aufklärung erwarten läßt.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

Süßmilch, Holm, Die lateinische Vagantenpoesie des 12. u. 13. Jhs. als Kulturerscheinung. (Beitr. z. Kulturgesch. d. Ma. u. d. Renaissance, hrsg. v. Walt. Götz, 25. Bd.) 8°. X u. 104 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. M. 4.80.

Der Vf. hat die Absicht, Jak. Burckhardts Hypothese von der Vagantenpoesie als einer Vorläuferin der Renaissance

zu beweisen. Zu diesem Zweck untersucht er sorgfältig die erhaltenen Vagantenlieder auf ihren Stimmungsgehalt hin und kommt zu dem Ergebnis, daß Renaissance wie Vagantenpoesie „beide innerhalb desselben großen Erneuerungsvorganges als Gipfelpunkte des Säkularisationsprozesses erscheinen“. Nach meinem Dafürhalten hat er diese Behauptung nicht sichergestellt. Zunächst geht er von einem viel zu engen Begriff des Ma. aus. Er faßt nämlich die ma. Ideale lediglich vom geistlichen Standpunkt aus auf, entwirft ein schwarz in schwarz gemaltes Bild der Kirche um 1200 und sucht dies durch zeitgenössische Aussprüche zu stützen. Das wäre gerade so, wie wenn ums J. 2000 ein Historiker die inneren Zustände Deutschlands um 1900 nach dem „Simplicissimus“, dem „Wahren Jakob“ und den eifernden Traktätchen evangelischer und katholischer Geistlicher schildern wollte. Bei derartiger Quellenbenutzung müssen naturgemäß die Zustände besonders schlecht erscheinen, aber auch in verzerrten Linien. Das hat S. übersehen.

Ferner scheint S. anzunehmen, daß es im Ma. dem Individuum vollkommen verwehrt worden sei, sich zur Geltung zu bringen. Oder rechnet er alle bedeutenden Männer jener Zeit, die „den elementaren Drang fühlten, sich neben dem religiösen Ideal auszuwirken“, schon zu den Vertretern der Renaissance? Eine Betrachtungsart, die allerdings eine Zeitlang Mode war. Ein Otto von Freising, ein Walther von der Vogelweide, ein Ulrich von Lichtenstein, ein Otto der Gr., ein Albrecht der Bär, ein Heinrich der Löwe — waren das keine ma. Menschen?

Auch der alte wissenschaftliche Aberglaube, die Sektierer, deren es in der katholischen Kirche immer gegeben hat, als Vorläufer der Renaissance anzusehen, kehrt hier wieder.

Recht merkwürdig berührt ebenfalls die Auffassung, daß die mittelhochdeutschen Bearbeitungen antiker Stoffe, die „Eneide“, das „Alexanderlied“, Albrechts von Halberstadt „Metamorphosen“, eine Wiedergeburt des klassischen Altertums bedeuten. Wahrlich, Vergils Äneas dürfte sich in dem deutschen Ritter Eneas kaum wiedererkennen. Diese antiken Stoffe sind so sehr in das ritterliche Milieu des 12. und 13. Jhs. getaucht, so sehr in die Gesellschaftssphäre des Rittertums übersetzt, daß von einer „Renaissance“ da gar keine Rede sein kann. Mich wundert nur, daß S. nicht die „Ottonische Renaissance“ schon als Wegbereiterin herangezogen hat; da hätte er mit mehr Recht von einer „Wiedergeburt der Antike“ sprechen können.

Schließlich die Hauptsache: Auf eine Erneuerung des Lebens kam es den Vaganten nicht im mindesten an. Sie hatten die Religion nicht „innerlich überwunden“, sondern überhaupt noch gar nicht innerlich in sich aufgenommen. Sie lebten

unbekümmert in den Tag hinein, taten, was ihnen gefiel. „lebten sich aus“, genau so, wie Hunderte anderer junger Leute im Ma. und noch heute, und besangen in formgewandten Versen ihre Lebenslust. Das starke Hervortreten des Erotischen in ihrer Poesie ist kein antiker Einfluß, sondern entspringt rein menschlichen Motiven, denn das bewegt den Jüngling naturgemäß am meisten. Man denke nur an unsere heutige Studentenpoesie, besonders an die ungedruckte.

Die Vagantendichtung ist also keine „Bewegung“ des Ma., sondern eine der kräftigsten Ausdrucksformen, die der individuelle und lebensbejahende Geist des Ma. gefunden hat.

Muß ich demnach die Voraussetzungen und Folgerungen S.s ablehnen — im Rahmen dieser Anzeige konnte ich mich nur auf Andeutungen beschränken —, so bedeutet doch die Arbeit in ihren Hauptkapiteln, die den Gehalt und die Stimmung der Vagantenlieder herausschälen, eine dankenswerte Bereicherung unserer Kenntnisse. Feine Beobachtungen finden sich z. B. über die Liebesauffassung des Vaganten oder sein Naturgefühl (trotz Ganzenmüllers schönem Buch doch noch Neues bringend). Sehr hübsch ist der Gegensatz des Vaganten zum Ritter, in Leben und Dichtung, ans Licht gestellt, und eine genaue Untersuchung dieses Verhältnisses, sowohl was die kulturelle wie die literarische Seite anbelangt, wäre höchst notwendig.

Alles in allem: eine in den Prämissen und Resultaten verfehlte, im Stofflichen gelungene Arbeit.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Ziesemer, Dr. **Walter, Das Marienburger Ämterbuch.** Gr. 8°. IX u. 222 S. Danzig, A. W. Kafemann, 1916. M. 8.—.

Der Deutsche Orden ist wegen seiner außerordentlichen Verwaltungskunst berühmt. So wurden seit den 60er Jahren des 14. Jhs. auf Geheiß Winrichs von Kniprode in allen Ordensburgen genaue Inventur-Aufnahmen gemacht. Jeder Komtur, Gebietiger usw. hatte bei der Übergabe des Amtes an den Nachfolger über das ihm anvertraute Inventar schriftlich Rechnung zu legen. Dies geschah in doppelter Ausfertigung. Eine blieb bei dem betreffenden Amte, die andere ging nach dem Haupthause Marienburg. So konnte sich der Hochmeister jederzeit genau über den Bestand an Waffen, Nahrungsmitteln. Vieh, Kleidern, barem Geld usw. unterrichten.

1400 wurden alle die einzelnen Aufzeichnungen für das ganze preußische Ordensland in ein gemeinsames Buch nach den einzelnen Komtureien eingetragen. Dieses sog. „Große Ämterbuch“ oder „Große Bestallungsbuch“ wurde nun weitergeführt und reicht von 1365—1444. Zugleich wurde für das Gebiet des Haupthauses ein besonderes Register, das Marienburger Ämterbuch, benutzt. und zwar von 1375—1442. Als

Fortsetzung für beide wurde dann noch das „Kleine Ämterbuch" angelegt, das die Inventur-Aufnahmen von 1445—49 für sie zusammen enthält. Alle drei befinden sich im Königsberger Staatsarchiv.

Das Marienburger Ämterbuch, das freilich nicht ganz lückenlos ist und vor allem nicht das, wohl eximierte, Inventar des Hochmeisters enthält, ist nun hier abgedruckt, ergänzt aus den in die Handschrift eingelegten Blättern, aus den Eintragungen in das Kleine Ämterbuch und den Inventar-Verzeichnissen, die das Deutschordens-Briefarchiv enthält. Es ist höchst wertvoll für die Kulturgeschichte des Ordens und der Zeit und bietet eine Fülle der interessantesten Einblicke in das Wirtschaftsleben. — Angehängt ist ein vortreffliches Sach- und Wort-Lexikon.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Bibl, Viktor, Zur Frage der religiösen Haltung Kaiser Maximilians II. (S.-A. a. d. Arch. f. österr. Gesch., 106. Bd., 2. Hälfte.) 8°. 137 S. Wien, Alfr. Hölder, 1917. M. 6.—.

Die religiöse Haltung Maximilians II. ist zu allen Zeiten der Gegenstand eifriger Erörterungen und Kontroversen gewesen. Die vorliegende Untersuchung bringt auf Grund neuer archivalischer Dokumente und scharfsinniger Betrachtungen die Lösung des schwierigen Problems. Sie beginnt mit einem Rückblick auf die Ergebnisse der Maximilian-Forschung vom 18. Jh. an bis zur Gegenwart.

Zunächst erscheint Maximilian II. in einem durchwegs günstigen Lichte, ob er nun als aufgeklärter Katholik oder als überzeugter Protestant geschildert wird. Mit W. Maurenbrechers Untersuchung vom J. 1874 begann ein Umschwung in der Charakterauffassung des Herrschers. Er erschien als ein Fürst, der ohne den festen Grund einer religiösen Überzeugung sich nur durch politische Rücksichten bestimmen läßt. Immer tiefer glitt jetzt das Charakterbild des Kaisers von der Höhe herab, auf die es einst Ranke gestellt hatte. Man tadelte die Unklarheit der Ideen des Habsburgers und zieh ihn geradezu der Heuchelei. Bald aber setzte eine neue Bewegung ein, die wieder der Auffassung Rankes zustrebte. Man sah in Maximilian den Kompromißkatholiken und würdigte die schwierige Lage, in der er sich infolge der Uneinigkeit und geringen Opferwilligkeit der protestantischen Fürsten befand. Schließlich gelangte man zu der ursprünglichen Ansicht zurück, die in Maximilian II. den „Josef II. des 16. Jhs." erblickte.

Der Fehler der meisten Untersuchungen lag darin, daß man den Habsburger vom konfessionellen Gesichtspunkte beurteilte, statt von dem der nationalen und dynastischen Politik. Maurenbrecher, der sein Urteil auf die spanischen Staatspapiere

des Generalarchivs von Simancas gründete, beging den Fehler, die offiziellen Erklärungen des Kabinetts Philipps II. als unbedingt verläßliche Quelle zu betrachten und Maximilian II. mit den Augen seines königlichen Vetters zu sehen. Dasselbe Archiv ist von Bibl für die Herausgabe der Familienkorrespondenz durchforscht worden. Er hat dabei neue Aufschlüsse über das kirchenpolitische Verhalten des Kaisers wie über seine religiöse Gesinnung gefunden. Den Gegenstand, um den sich alle Briefe, Protokolle und Weisungen des spanischen Hofes drehen, faßt er dahin zusammen: Maximilian muß bewogen werden, seine neutrale, protestantenfreundliche Haltung aufzugeben und sich auch nach außen hin als Katholiken zu betätigen; er muß davon abgehalten werden, sich offen als Lutheraner zu bekennen.

Aus den spanischen Akten ergibt sich nun, daß Maximilian, soweit seine persönliche Überzeugung in Frage kommt, allen Bekehrungsversuchen bis an sein Lebensende standgehalten hat. Zweifellos hat der Kaiser eine Verständigung und Vereinigung der getrennten Konfessionen beabsichtigt. Daher verfolgte er mit wachsender Sorge und Betrübnis die Entwicklung im protestantischen Lager, die immer mehr von dem versöhnlichen Kern der evangelischen Lehre, der Augsburger Konfession, abschwenkte. Er selber hatte sich zu einer wahrhaften Toleranz ausgereift, die in jedermann den Menschen sah und nicht der Ausfluß politischer Berechnung war, sondern seinem vornehmen, Wohlwollen und Güte atmenden Wesen entsprang. In religiöser Hinsicht ließ er jedem freie Bahn, soweit sie nicht gegen die Interessen des Staates, gegen den Religionsfrieden gerichtet schienen. Er bewegte sich völlig in den Bahnen der väterlichen Politik, die darauf ausging, den mühsam errungenen Frieden im Reiche aufrechtzuerhalten und jede Beunruhigung von außen her zu vermeiden. Wären politische Rücksichten für seine religiöse Haltung bestimmend gewesen, so hätte er nach der glücklich vollzogenen Kaiserwahl seines Sohnes Rudolf seine Zugehörigkeit zur „papistischen“ Kirche ruhig bekunden können. Andererseits kann man ihn wegen seines Verbleibens bei der alten Kirche nicht als Heuchler bezeichnen, denn er erhoffte deren Umgestaltung, sah jede Spaltung für eine Schädigung des religiösen und politischen Lebens an und legte für seine Person auf dogmatische Dinge geringes Gewicht.

Zwölf Urkunden aus dem Archiv Simancas bilden den Schluß der bedeutsamen Arbeit. Es sind die Berichte des Beichtvaters der Kaiserin, des Franziskaners Francisco de Cordova, vom 27. Okt. 1570, 29. Sept. 1572, 20. Dez. 1575 und 13. Juli 1576, das Memoriale Philipps II. für den kaiserlichen Gesandten Dietrichstein vom 21. Mai 1571 und vom 6. April 1573, vertrauliche Ratschläge und Nachrichten Dietrichsteins an Philipp II. vom 11. Okt. 1572 und vom Juli

oder August 1573, die von Philipp II. approbierten Gutachten der Bischöfe von Segovia und Cuença und des Priors Don Antonio über Maximilians religiöse Haltung vom 22. Jan. 1574, ein Brief der Kaiserin Maria an ihren Beichtvater Cordova vom 24. Mai 1574 und die Berichte des Gesandten Francisco Hurtado de Mendoza, Grafen von Monteagudo, an Philipp II. vom 28. März und 29. Sept. 1575.

Charlottenburg. Bruno Gumlich.

Wolters, Friedr., Geschichte der brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640—1697. 2. Bd.: Die Zentralverwaltung d. Heeres u. d. Kammern. (Urkk. u. Aktenstücke z. Gesch. d. inneren Politik d. Kurf. Friedr. Wilh. v. Brandenbg. I. Teil, 2. Bd.) Gr. 8⁰. XXIII u. 599 S. München, Duncker u. Humblot, 1915. M. 20.—.

Überblickt man die lange Reihe der Urk. und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten, so fällt auf, wie die Technik der Edition im Lauf der Jahrzehnte sich wesentlich verändert hat. Mit dem Abdruck ausgewählter Aktenstücke wurde begonnen. An seine Stelle traten mehr und mehr kürzende Inhaltsangaben; nur die wichtigsten Akten wurden noch wörtlich gebracht; so bei den Akten zur äußeren Geschichte. Die wesentlich jüngere Reihe der Urkk. und Aktenstücke zur inneren Politik des Kurfürsten übte, ähnlich wie einige Nebenserien der Acta Borussica, von vornherein eine noch entwickeltere Technik: den größeren Raum nimmt eine Darstellung auf Grund der durchforschten Akten ein. Der darauffolgende Abdruck besonders bedeutungsvoller Stücke dient gewiß auch zur Ergänzung und zugleich zum Beleg der vorangehenden Darstellung.

Jede dieser drei Stufen stellt einen wesentlichen Fortschritt dar. Der vorwiegend wörtliche Abdruck von Aktenstücken ermöglicht es selbst einem Hrsg. wie Erdmannsdörffer nicht, ein volles Bild von der wechselvollen, verstrickten politischen Entwicklung im einzelnen zu geben, worin doch schließlich der Zweck dieser Sammlung besteht, weil der dazu erforderliche Raum fehlt. Näher kommt man diesem Ziel schon auf der 2. Stufe, weil hier die Mitteilung von erheblich mehr Akten möglich wird. Am ehesten erreicht wird es, wenn eine auf Grund der Durcharbeitung des gesamten Quellenmaterials beruhende eingehende Darstellung ein zusammenhängendes Ganzes der Entwicklung bietet und der Aktenabdruck gleichsam zum Anhang wird.

Wolters hat mit bestem Erfolge diese letztere Technik befolgt. Sein Werk erschien 20 Jahre, nachdem Breysig den 1. Bd. der brandenburgischen Finanzen, d. h. die Kammerverwaltung, das Kassenwesen und die Domänen der Kurmark behandelt hatte. W.s Aufgabe war die Darstellung der Heeres-

und Steuerverwaltung, mit einem Wort der Tätigkeit jener Behörde, die Wesen und Einheit des neuen brandenburgischen Machtstaats als erste verkörperte: des Generalkommissariats und seiner Unterbehörden. Ausgenommen ist die Entwicklung dieser Verhältnisse in der Mark, während die der anderen Territorien in diesem Bde. schon Platz gefunden hat. Man wird die Bedeutung der Gründe, die W. zu dieser Trennung nötigten, anerkennen müssen und doch im Interesse des Werks bedauern, daß Zentralverwaltung und Kurmark nicht in einem Bde. vereinigt erscheinen. Denn sie gehören besonders eng zusammen und außerdem ergibt W.s Darstellung, daß der Staat des Großen Kurfürsten mit vollem Recht seinen Namen von der Mark Brandenburg trägt, denn sie hat einen geradezu unverhältnismäßig hohen Anteil zu den Grundlagen seiner Macht beigesteuert. Dieser Bd. hätte an Klarheit wesentlich gewonnen, wenn er bereits die Darstellung der Entwicklung des Kommissariats in der Mark enthielte. Möchten wir trotz der Ungunst der Zeit nicht mehr lange auf den Abschluß eines Werkes zu warten haben, das unsere Kenntnis vom Leben des jungen brandenburgischen Machtstaats so sehr bereichert.

Auf die Darstellung im einzelnen einzugehen, liegt außerhalb des Rahmens einer Anzeige. Denn mit der Darstellung der elementaren Grundzüge der Entwicklung — und nur diese könnten hier wiedergegeben werden — kann W. naturgemäß nicht viel Neues bringen. Erst die Fülle von Einzelheiten seiner Forschung bietet Neues, und sie erst gibt ja einen rechten Begriff vom inneren Leben Brandenburgs im 17. Jh.

Berlin-Steglitz. Max Hein.

Vollmer, Ferd., Die preußische Volksschulpolitik unter Friedrich dem Großen. (Mon. Germ. Paedagogica, 56. Bd.) 8°. XIV u. 333 S. Berlin, Weidmann, 1918. M. 12.— und 60% Teuerungszuschl.

Vollmer liefert eine Fortsetzung seiner wichtigen, 1909 bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienenen Untersuchung über „Friedrich Wilhelm I. und die Volksschule“. Die neue Arbeit beruht auf der eingehenden Benutzung der in Frage kommenden reichhaltigen Akten der preußischen Staatsarchive und der kritischen Verwertung der massenhaften Literatur. Sie gibt ein ausgezeichnetes Bild von der Verwaltung der Volksschule unter Friedrich dem Großen. Wie V. seinerzeit den Nachweis geführt hat, daß Friedrich Wilhelm I. zwar nicht der Vater der preußischen Volksschule, wohl aber in vollem Maße der Vater der ostpreußischen Volksschule war, und daß man ihn im Gegensatz zu der Masse der deutschen Fürsten jener Zeit als einen Herrscher bezeichnen darf, der der Bildung des niederen Volkes große Aufmerksamkeit widmete, so klärt er jetzt in ruhiger und sicherer,

gutes Verständnis für die Sache, auch behaglichen Humor verratender Beweisführung die widerstreitenden Anschauungen über Friedrichs Verdienste der Volksschule gegenüber. In der ersten Hälfte seiner Regierung hat der König vor allem die bedeutendste Schöpfung seines Vaters auf dem Gebiet des Volksunterrichts, das Schulwesen in Ostpreußen, durch Gründung vieler Hunderte von Landschulen ausgebaut. Den stärksten Antrieb zur weiteren Förderung des Volksschulwesens empfing er mitten im Siebenjährigen Kriege, als er gelegentlich persönlich den erschreckenden Tiefstand der Volksbildung kennenlernte. Dabei wirkten wesentlich militärische Erwägungen mit. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit, daß hier etwas geschehen müsse, führte zu dem Erlaß des berühmten Generallandschulreglements vom 12. Aug. 1763. Gerade dieser Entschluß des großen Helden, unmittelbar nach Beendigung des Krieges der Unwissenheit zu Leibe zu gehen, hat mit Recht einen tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen geübt. Das Generallandschulreglement ist freilich sehr überschätzt worden. Der Inhalt des umfangreichen Gesetzes beruht großenteils auf einem Edikt Friedrich Wilhelms I. von 1727, ist demgemäß ganz vom Geiste des Pietismus durchtränkt und war dem Könige nur sehr oberflächlich bekannt. Von wesentlicher Bedeutung wurden darin indes zwei Bestimmungen, die direkt auf den König zurückzuführen sind: die Anordnung des ununterbrochenen Schulbesuchs im Sommer und Winter und die Einführung eines einheitlichen Schulgeldes. Sie sind durch die Kabinettsorders vom 8. Febr. und 1. April 1763 veranlaßt worden.

Die Durchführung des Gesetzes stieß vielfach auf Schwierigkeiten. So urteilt ein Pädagoge von dem Eindruck im Halberstädtischen, daß selbst eine plötzliche Mobilmachung der preußischen Armee keine größere Aufregung verursacht haben würde. Namentlich die Bestimmungen wegen des Schulgeldes fanden Widerstand. Die Berufung der sächsischen Schulmeister, von der Friedrich so viel erwartete, erwies sich als ein durchaus verfehltes Experiment. Bedeutsam wurde wieder die Reform, die seit 1771 durch die Schaffung der sog. Gnadenschulen, d. h. mit besseren Mitteln ausgestatteten Schulen, eingeleitet wurde. Hemmend in die Bestrebungen des Königs zur Hebung der Volksbildung griff der bayrische Erbfolgekrieg ein, weil durch ihn aufs neue große Geldknappheit entstand. Jetzt hatte sich zudem bei diesem kühlen Realpolitiker eine Anschauung festgesetzt, die V. entschieden zu ungünstig formuliert, wenn er sagt, der König hätte den bestehenden Unterricht in seiner „Unvollkommenheit" konservieren wollen. Nein, Friedrich wollte, daß die Kinder auf dem Lande das Notwendige lernten und nicht über ihre Sphäre hinaus gehoben würden, weil sonst Übelstände erwüchsen.

Das ist doch etwas anderes. Das Herdersche Wort: „Zu viel Klarheit und Räsonnement in Ständen, wo sie nicht hingehört, ist gewiß eher schädlich als nützlich“, berührt sich doch sehr mit des Königs Auffassung. Der große Praktiker Friedrich zeigt sich auch in einer vielangefochtenen Maßregel, nämlich in der Verwendung geeigneter Invaliden für den Schulunterricht. Einer der genialsten Praktiker unter seinen Gehilfen, Brenckenhoff, hat ihn auf diesen Gedanken gebracht, und Friedrich hat ihn, wie seine Kabinettsorder vom 31. Juli 1779 zeigt, mit Feuereifer aufgegriffen. Auch hier vermag ich der Kritik V.s nicht beizupflichten, der diese Maßregel als völlig verfehlt ansieht. Er selbst liefert das Material gegen sein Urteil. Es sind wohl Mißgriffe dabei vorgekommen. Aber schon bevor der König auf die Invaliden gelenkt wurde, waren viele dieser alten Soldaten Lehrer geworden. So waren in der Synode Naugard bereits nicht weniger als sieben als Schulmeister tätig. Gerade in Pommern brachte man bei der Besetzung der Schullehrerstellen den alten Kriegern große Zuneigung entgegen. Aber auch in anderen Gegenden unterrichteten schon früher Invaliden, so allein im Ravensbergischen 1761 nicht weniger als neun, und niemand nahm Anstoß daran. In Westpreußen betonte ein Schulinspektor, daß von einem solchen Invaliden mehr zu erwarten sei als von fremden Schullehrern, die mit übertriebenen Hoffnungen kämen und mit Unlust und schlechtem Erfolge arbeiteten. Ebenso bezeugt der treffliche Borowski, daß die Invaliden, wenn sie sonst nur natürlich guten Verstand und besonderen Trieb für ihr Geschäft hätten, sehr gut als Schulmeister wirkten. Vielfach waren es doch Bediente, die neben den Schneidern, Leinewebern, Tischlern und sonstigen Handwerkern den Schullehrerposten versahen; warum sollte nicht auch unter den Invaliden manche geeignete Persönlichkeit zu finden gewesen sein? Schon Schleiermacher hat die Berechtigung des Standpunktes Friedrichs betont. Sehr treffend hebt auch P. D. Fischer die Vorzüge der Erziehung durch Invaliden hervor. H. v. Treitschkes Urteil scheint V. unbekannt geblieben zu sein. Beachtenswertes geschah zur Bildung der Lehrer durch die Gründung vieler Seminare. Die stärkste Wirkung hat Friedrichs Schulpolitik in Schlesien und namentlich in Westpreußen erzielt.

Nicht zum wenigsten fesselt in dem Buche die Schilderung der Tätigkeit einzelner Persönlichkeiten auf dem Felde der Schulpolitik: der Schlabrendorff und Felbiger, der Zedlitz und Rochow und anderer. Hier und da ist der Vf. vielleicht zu sehr in Einzelheiten hineingeraten. Im ganzen aber darf das Werk, dem ein gutes Register beigefügt ist, als eine hervorragende Erscheinung bezeichnet werden.

Berlin. Herman v. Petersdorff.



Bitterauf, Theodor, Geschichte der Französischen Revolution. 2. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 346. Bdch.) Kl. 8°. 107 S. Leipzig, B. G. Teubner, 1918. M. 3.50 u. 100%.

Man wird sehr oft nach einer neuen kritischen Geschichte der Französischen Revolution gefragt, ohne eine befriedigende Auskunft geben zu können. Es müßte ein Preis ausgesetzt werden für einen Band von etwa 30 Bogen, der nach einer größeren Einleitung die Geschichte Frankreichs von 1789—1804 auf Grund der neusten Forschungen enthielte; dabei müßte die innere und die äußere Geschichte gleichmäßig ineinander gearbeitet, weniger Theorien und Betrachtungen als Tatsachen gegeben und mit allen Legenden aufgeräumt werden. Wenn wir aber solch ein Werk noch nicht haben, so ist das wohl ein Zeichen dafür, daß es noch nicht geschrieben werden kann, weil alles noch im Flusse ist. In der Tat hat manches Neue, wie Taine, nur verwirrend gewirkt. Charaktere wie Robespierre, Danton, Siéyès sind noch nicht klar geworden. Am besten steht es, seit Chuquet und Sorel, mit den äußeren Geschehnissen; aber auch da tauchen immer neue Probleme auf, wie wir es eben mit dem Frieden von Amiens erleben.

B. hätte sein Büchlein nicht „Geschichte“ der Revolution nennen sollen: es sind Vorträge, die nur die inneren Verhältnisse berühren, aber auch da ohne gute Anordnung manches breit ausführen (Hinrichtung Ludwigs XVI.), anderes sehr kurz abmachen. Die äußeren Ereignisse, die so stark auf die inneren wirken, sind kaum erwähnt, Dumouriez, Custine mit zwei Zeilen abgemacht, die Legende der Revolutionsheere nicht berührt. Anzuerkennen ist, daß der Vf. sich in die neuen Forschungen, besonders Aulards, versenkt hat und auch auf eigenen Forschungen fußt, z. B. in dem Anhang „Deutschland und die Revolution“.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Michels, Vikt., Goethe und Jena. Weihnachtsgruß des derz. Prorektors an d. im Kriegsdienst stehenden Angehörigen d. Univ. Jena. 8°. 30 S. Jena, Gust. Fischer, 1916. M. —.60.

Goethe hat der Universität Jena stets eine warme Fürsorge angedeihen lassen, hat ihre Bibliothek, ihre kunst- und naturwissenschaftlichen Sammlungen oft vermehrt und mit den Professoren gern und klug Zwiesprache gepflogen, von und mit ihnen gelernt und gelehrt. Neben den wissenschaftlichen erblühten ihm hier auch dichterische Freuden; gern zog er sich zu ruhiger Stimmung und Produktion in die liebe alte Saalestadt zurück, wo er vor allem im Kreise des Frommannschen Hauses oder bei Freund Knebel immer sicher sein konnte, empfänglichen Boden für seine Schöpfungen zu finden. Knapp und anschaulich, in wohlerwogener Anordnung führt uns

M. alle diese Beziehungen Goethes vor Augen und bietet damit ein schönes, von warmer Anhänglichkeit erfülltes Blatt den Kommilitonen im Heere dar, solchergestalt die Verbindung zwischen Mars und den Musen knüpfend.

Hannover. Wolfgang Stammler.

Kohl, Horst, Blüchers Zug von Auerstedt bis Ratkau und Lübecks Schreckenstage (1806). (Voigtländers Quellenbücher, 54. u. 46. Bd.) Kl. 8⁰. 142 u. 96 S. Leipzig, Voigtländer, 1918.

Der größere Teil des Inhaltes dieses Bandes ist bereits in Klippels „Leben des Generals v. Scharnhorst", in den Veröffentlichungen des preuß. Generalstabes und an anderen Orten wiedergegeben. Ganz neu, wenigstens für mich, sind die 3 letzten Quellen. Die erste ist eine kurze Beschreibung der Ereignisse in Lübeck vom Standpunkt des kleinen Reichsstädters aus, die die Entrüstung widerspiegelt, die das Unternehmen Blüchers erregte, der die ehrsame Stadt ganz unvermutet zum Schauplatz kriegerischer Ereignisse machte und sie aus ihrem mehrhundertjährigen Schlummer erweckte. Die Beschreibung ist bemerkenswert, da sie den Blücherschen Widerstand als zwecklos hinstellt, also aus demselben schlaffen Geiste geboren ist, der die schmachvollen Kapitulationen jener Zeit rechtfertigt. In einem anderen Bericht schildert ein Hamburger Kaufmann, der am 6. Nov. 1806 in Lübeck weilte, diesen Tag als den schrecklichsten seines Lebens, weil er ihn zum Zeugen der Straßenkämpfe machte und der Bedrohung und Plünderung durch die Franzosen aussetzte, ein Vorkommnis, das in unserem Zeitalter nicht als etwas Besonderes erscheint. Von größerer Bedeutung ist das letzte Stück der Sammlung, ein 36 Druckseiten langer Brief eines französischen Emigranten an die Gräfin Beauharnais, der das Verhalten seiner Landsleute bei der Eroberung der alten Hansestadt beschreibt. Seine Wahrheitsliebe trug dem Vf. später Verhaftung und Ausweisung durch das französische Gouvernement ein, da dieses in der Veröffentlichung des Briefes eine Verunglimpfung des französischen Heeres sah. Daß es grade ein Franzose ist, der die vorgekommenen Zügellosigkeiten schildert, gibt dem Bericht einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, da man grade von ihm annehmen kann, daß er landsmannschaftliche Empfindungen genug besitzt, um nicht das eigene Nest zu beschmutzen, wenn die Vorfälle nicht gar zu arg gewesen wären. Für denjenigen freilich, der Gelegenheit hatte, zu beobachten, wie durch längeren Krieg die Gemüter bei allen Völkern ohne Ausnahme allmählich verrohen, bieten solche Vorkommnisse wie damals in Lübeck nichts Neues.

Magdeburg. Max Dobrzyński.



Stern, Alfred, Geschichte Europas von 1815—1830. 3. Bd. 2. Aufl. 8°. XII u. 421 S. Stuttgart, Cotta Nchf., 1919. M. 15.—.

Die 2. Aufl. dieses Bd., der die Zeit von 1825—30 behandelt, ist, wie bei St. nicht anders zu erwarten, durch die Benutzung der neusten Forschungen bereichert worden. Das zeigt sich gleich in den ersten Kapiteln, die die russischen Verhältnisse seit 1815 enthalten. Über die Dekabristen ist die ganze neue Literatur bis 1916 benutzt. Ebenso sorgfältig sind die Balkan-Ereignisse (Navarino) zusammengestellt. An neuen archivalischen Funden fehlt es auch nicht. Allzu kurz ist (auf 44 Seiten) Deutschland behandelt. Doch auch hier finden wir, z. B. bei den Braunschweiger Verhältnissen und beim Zollverein, manche Ergänzungen und Berichtigungen Treitschkes durch Nachrichten aus dem Wiener Archiv. Der Bd. schließt mit dem Entschluß Karls X. zum Erlaß der Ordonnanzen vor der Juli-Revolution.

Berlin-Zehlendorf. Rich. Sternfeld.

Schwemer, Richard, Geschichte der Freien Stadt Frankfurt a. M. (1814—1866). 3. Bd. 1. u. 2. Teil (Veröffentl. d. Hist. Komm. d. Stadt Frankfurt a. M., V. Teil). Gr. 8°. XI u. 420, VII u. 586 S. Frankfurt a. M., J. Baer u. Co., 1915 u. 1918.

Der 1. und 2. Bd. des Werkes ist in den „Mitteilungen" (Bd. 41, S. 208 u. Bd. 42, S. 216) bereits besprochen und mit Recht hoch gewertet worden. Die Quellenstudien des Vf. beschränken sich nicht auf das große Frankfurter Stadtarchiv, auch nicht auf die Archive deutscher Städte und Staaten, sondern dehnen sich bis Petersburg, Paris und London aus. Das hat seinen Grund in der Stellung der Freien Stadt, die seit Anfang des 19. Jhs. eine Kapitalmacht bildete und die als Sitz des Bundestages und Glied des deutschen Bundes mit den Vertretern der Weltmächte in Berührung kam. Wenn schon in den ersten beiden Bänden die Verquickung der Frankfurter Stadtgeschichte mit der Entwicklung Deutschlands ins Auge fällt, so ist im 3. Bande, der die Zeit von 1836—1869 umfaßt, dieses Verhältnis noch enger; besonders ist deutlich, daß das Frankfurter Parlament (1848) und die städtischen Parteien wiederholt von einander berührt und durch einander beeinflußt wurden.

Während die Zollvereins-, Handwerker- und Eisenbahnfragen von dem Senat und dessen Führern mit einer gewissen Müdigkeit behandelt werden, wird das städtische Leben seit 1840 entsprechend der Bewegung der Geister im übrigen Deutschland lebendiger. Die nationale Stimmung hebt sich durch die den Frieden bedrohende Haltung Frankreichs. Das Interesse an Schw.s Darstellung steigert sich, der geschicht-

lichen Entwicklung entsprechend, mit dem „Vormärz" (I, S. 65) und mit der Berufung der Nationalversammlung. Trotz der ausführlichen Behandlung des Gegenstandes von Veit Valentin (Frankfurt a. M. u. die Revolution. Stuttgart u. Berlin 1908) liest man diesen Abschnitt mit großer Anteilnahme: das erstmalige bewußte Auftreten der sozialen Demokratie gegenüber dem konstitutionellen Liberalismus. Die Wirksamkeit von Schweitzers und Lassalles, das Zerrinnen des Kaisertraumes, das alles wird im 1. Teil fesselnd zur Anschauung gebracht. Die trübe Zeit nach 1850 bis zu den Tagen der hohen Begeisterung für die Freiheit und das Recht Schleswig-Holsteins, der sich anbahnende Bruch zwischen Preußen und Österreich, die Kriege von 1864 und 1866, endlich die Kämpfe um die Verfassung der Stadt Frankfurt nach der Annexion bilden den Inhalt des 2. Teils. Die Verhandlungen der Senats-Kommission und einzelner führender Persönlichkeiten, wie Müller und Rothschild, mit der preußischen Regierung über die politische Stellung und innere Verfassung der alten Reichsstadt 1866 bis 1869 bieten viel Neues. Stark wirkt die Darstellung einzelner wichtiger Vorkommnisse wie der Straßenkämpfe, der Ermordung Lichnowskys und Auerswalds, die Streitigkeiten des Senates mit Vogel von Falkenstein, namentlich aber mit Manteuffel.

Im Verhältnis zur Fülle des durchgearbeiteten Materials ist die Schilderung knapp gehalten. Man hat das Gefühl, daß der Vf. an einigen Stellen gern weiter auf Einzelheiten eingegangen wäre, wenn der gebotene Raum es gestattet hätte. Einzelne Aktenstücke sind in den Anmerkungen und Beilagen untergebracht, so eine „gerichtliche Aussage Schopenhauers über seine Erlebnisse am 18. Sept. 1848". Das einzige, was man vermissen könnte, wäre ein näheres Eingehen auf die Geschichte der Frankfurter Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft, auch der Gewerbe und besonders des Handels. Es wäre bei einer Neuauflage daher vielleicht möglich, den Titel des Buchs in „Politische Geschichte usw." umzuändern, oder im Vorwort darauf hinzuweisen, daß die vorhandene Literatur über die neueste Kulturgeschichte der Stadt den Vf. veranlaßt hat, die Grundlagen und den Rahmen des gesellschaftlichen Lebens insbesondere im Zusammenhang zu erfassen und darzustellen.

Zum Schluß darf ich wohl die Hoffnung aussprechen, daß eine ebenso ausgezeichnete Geschichte Frankfurts für die Zeit vom Ursprung bis zum J. 1816 wie die Schw.s für das 19. Jh. bald erscheinen möge. Der Wunsch wird schon lange gehegt, und es ist unzweifelhaft, daß Frankfurt Historiker besitzt, die ihn erfüllen können.

Berlin-Lichterfelde. J. Girgensohn.

Valentin, Veit, Die erste deutsche Nationalversammlung. Eine geschichtl. Studie über die Frankfurter Paulskirche. 8°. VIII u. 172 S. München, R. Oldenbourg, 1919. M. 6.—.

Wie der Untertitel schon besagt, handelt es sich nicht um eine Geschichte des Frankfurter Parlaments, sondern um eine Vorarbeit, und zwar, wie das Vorwort angibt, um eine solche „zu einer erschöpfenden geschichtlichen Darstellung der deutschen Revolution von 1848/49“, zu der an früheren Veröffentlichungen des Vf. vorliegen: „Frankfurt a. M. und die Revolution von 1848/49“ (s. Mitteil., 37. Bd., S. 339 f.) und „Fürst Karl Leiningen und das deutsche Einheitsproblem“ (s. Mitteil., 39. Bd., S. 434 ff.). Den Quellenstoff für die Schrift boten vorzugsweise die Stenographischen Verhandlungsprotokolle der Nationalversammlung und dazu gehörige Aktenstücke.

Die Behandlung folgt nicht dem zeitlichen Verlauf der Tagung des Parlaments, sondern gliedert nach den verschiedenen Seiten von dessen Verfassung und Arbeitsleistung den Inhalt.

I. „Entstehung und Zusammensetzung der Nationalversammlung.“ Kurzer Rückblick auf Vorparlament und Fünfzigerausschuß. Das Wahlverfahren bestimmten die einzelnen Länder. Die Wahl lenkte sich auf Persönlichkeiten von Ansehen in ihrem Wahlkreise. Die Gewählten gehörten fast ausnahmslos den höheren Gesellschaftsschichten an, der Arbeiterstand blieb unvertreten. Die Versammlung trug ein geistesaristokratisches Gepräge.

II. „Tagungsort, Präsidenten und provisorische Zentralgewalt.“ Frankfurts, der alten Kaiserstadt, Stimmungseinfluß. Charakteristik der Präsidenten Heinrich von Gagern und Eduard Simson. Der Reichsverweser der Rechtsnachfolger des Bundestags; die Persönlichkeit des Erzherzogs Johann, seine Reichsministerien.

III. „Parteien und Redner der Nationalversammlung.“ Die Parteien bilden sich erst während der Tagung. Die Rechte, das rechte Zentrum, das linke Zentrum, die Linke. Einverständnis über die Souveränität der Versammlung mit Ausnahme der äußersten Rechten. Die Mehrheit monarchisch, die radikale Linke republikanisch. Die Rechte wahrte den Zusammenhang mit der Vergangenheit, die Linke trug die Zukunft in sich, jene war die Vorkämpferin des Prinzips der Autorität, diese des Machtanspruchs der Revolution. Die Parteiführer und ihre Zielpunkte. Von der Rechten v. Vincke, v. Radowitz, Fürst Lichnowsky; vom rechten Zentrum Dahlmann, sie alle historisch gerichtet; vom linken Zentrum Rießer, Wilh. Jordan, Giskra; von der Linken Robert Blum, Karl Vogt; von der äußersten Linken Ludwig Simon von Trier; je weiter nach links, desto mehr überwog das Idealistische das Realpolitische. Von der Verteidigung des überkommenen „Rechts-

bodens“ bis zur Verherrlichung der sozialistischen Republik erstreckte sich die Spannung in den politischen Anschauungen.

Aus der im IV. Abschnitt behandelten Geschäftsgebarung der Nationalversammlung sei hervorgehoben: Nur zweimal mußten die Sitzungen wegen Tumults aufgehoben, nur einmal die Tribünen geräumt werden; Ordnungsrufe blieben eine seltenere Ausnahme. Unter der allgemein gehaltenen Überschrift von V. „Der Geist der Verhandlungen“ verfolgt Verf. zunächst die Einwirkungen, die die Verfassungszustände des Auslandes und die dortige Publizistik auf die Paulskirche ausgeübt haben, so namentlich Amerika, England, Frankreich, aber auch Belgien, die Schweiz, Norwegen. Eigenartig berührt es uns heute, zu hören, daß der Präsident der Vereinigten Staaten Polk der Nationalversammlung seinen Gruß entbot. Alsdann geht V. der Durchgeistigung nach, die der deutsche Bildungsschatz auf die Verhandlungen der Versammlung ausübte, insbesondere der in der deutschen Philosophie und Literatur enthaltene. Er prägt hierbei das glückliche Wort von dem „Weimarischen Stil“ im ersten deutschen Parlament. Die Beachtung, die der deutschen Rechts- und Staatswissenschaft geschenkt wurde, dient V. als Übergang zur Darlegung des Verhältnisses, in dem die Parteien und ihre Vertreter zu den die Zeitlage beherrschenden sozialen, politischen, kulturellen Fragen standen.

Besondere Abschnitte sind den Arbeitsleistungen des Volkswirtschaftlichen Ausschusses und den Beratungen über Umbildung der Heereseinrichtungen in eine „Volkswehr“ und die Schaffung einer deutschen Flotte gewidmet.

Im Abschnitt VIII „Die Nationalversammlung und die politischen Mächte der Zeit“ weist V. darauf hin, daß Österreichs Ausscheidung erfolgte, trotzdem weit mehr Liebe zu ihm als zum Preußischen Staat in der Paulskirche vorhanden war, und daß tief in die Reihen der Erbkaiserlichen hinein an einem den deutschen Bundesstaat und die Österreichische Monarchie umfassenden Staatenbunde festgehalten wurde. Wie man sich in der Versammlung zu den übrigen europäischen Mächten stellte, darüber gibt dieser Abschnitt hernach uns Auskunft.

Der Schlußabschnitt bringt in den Hauptzügen das Moment der letzten Spannung, die Kaiserwahl, und die mit deren Ablehnung einsetzende Katastrophe im Drama der ersten deutschen Nationalversammlung.

Das Büchlein bildet nach Inhalt und Form eine außerordentlich anziehende Lektüre. In erhöhtem Grade lenkt die Paulskirche unsere Blicke gegenwärtig auf sich zurück. Durch des Vf. zeichnerische Kunst gewinnen die von ihm vorgeführten Personen und Vorgänge aus der vermöge ihres Verfassungs-

werks für die deutsche Geschichte monumental gewordenen und gebliebenen Paulskirche erneutes Leben.

Charlottenburg. Conrad Rethwisch.

Rodenberg, Julius, Aus seinen Tagebüchern. 8°. XXIII u. 191 S. Berlin, E. Fleischel & Co., 1919. M. 5.—.

Eine unscheinbare Notiz auf Seite IV besagt, daß die Auswahl von Justine Rodenberg, der treuen Gefährtin des deutschen Literaturchronisten Joel Levy aus Rodenberg in Hessen, getroffen worden sei, während die Einführung dazu von Ernst Heilborn, dem verdienten und belesenen Hs. des „Literarischen Echos" etc., stammt. Selbst wenn man das Eigene an Dichterischem, das R. hervorgebracht hat, gering achtet, so bedeuten die vier Jahrzehnte „Deutsche Rundschau", die lediglich seinem Konto gutgebracht werden müssen, für das geistige Leben Deutschlands, ja Westeuropas so viel, daß es sich unbedingt verlohnt, in den Tagebüchern dieses vorbildlichsten aller „Editors" gründlich unterzutauchen. Und mancher wird bedauern, daß es sich hier ja nur um eine Kostprobe handeln kann, aber befriedigt aufatmen, wenn er liest, daß die gesamten Tagebücher mit der an Rodenberg gerichteten Korrespondenz im Goethe-Schiller-Archive zu Weimar der ernsten Forschung zur Verfügung stehen.

Auch für die politische Geschichte fällt manches ab. So, wenn R. im Rahmen der Schilderung seines Kopenhagener Aufenthalts (1862) den damals gegen Deutschland gerichteten Skandinavismus porträtiert. Oder dort, wo er im Herbst 1870 (auf S. 84 muß es statt „November" September heißen!) die Gefühle zu Papier bringt, die die Begleiterscheinungen des Krieges gegen Frankreich ausgelöst hatten; sie sind in der Hauptsache begreiflicherweise pazifistischer Natur. Für die innere Politik nicht ohne Wert ist die Wiedergabe der Hauptpunkte aus dem Gespräche mit Heinrich v. Sybel am 27. Juli 1879. Wie fein sind auch die Bemerkungen über Mommsens Akademierede vom 24. Jan. 1889! Kurz: man sitzt an einer reich besetzten Tafel voll erlesenen Geschmackes.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Fischel, Alfr., Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtl. Überblick. 8°. VII u. 590 S. Stuttgart, J. G. Cotta Nf., 1919. M. 22.—

Die Schul- und die Literaturgeschichte, ja die Kulturgeschichte überhaupt kommen in diesem tiefschürfenden Werke genau so zu ihrem Rechte wie die politische Geschichte. Denn

die Wurzeln der Einheitsbewegung unter den slawischen Völkern. namentlich denen Österreich-Ungarns und der Balkanhalbinsel, liegen vornehmlich auf sprachlichem und verwandtem Gebiete. Ihre vielfachen Verästelungen bloßzulegen und in ihrer engen Verbindung mit den Ausdehnungsbestrebungen Rußlands zu verfolgen, dazu gehörten das umfassende Wissen und die gründliche Methode des Vf. der Studien zur Geschichte des öffentlichen Rechts in Österreich und zur österreichischen Reichsgeschichte. Den vorliegenden „Überblick“ über den Panslawismus, wie sich das Buch bescheiden nennt, darf man getrost als harmonische Zusammenfassung der ertragsreichsten Teile aus dem Lebenswerke des vormaligen mährischen Landtagsabgeordneten bezeichnen. Doch findet sich darin auch eine Menge neuer Nachweise für die verschlungenen Fäden, die alle Einzelanstrengungen vieler Nationen und Nationchen, sich gegen das Deutsch- und das Osmanentum zu behaupten, im Pan- und dann im Neuslawismus in eine Kette banden, die dem Germanismus im Osten schließlich die tödliche Abschnürung gebracht hat. F.s feines Kompendium ist die unentbehrliche Ergänzung zu jeder ernsthaften Untersuchung über die Ursachen des großen Krieges.

Berlin-Grunewald. Hans F. Helmolt.

Anlauf, Karl, Die Revolution in Niedersachsen. Geschichtl. Darstellungen u. Erlebnisse. 8°. 155 S. Hannover, Gebr. Jänecke, 1919. M. 4.50.

Der Vf. ist einer der Redakteure des „Hannoverschen Couriers“, der aufmerksam, aber nicht ohne „Stimmung“ den Ereignissen der Revolution im Nov. 1918 gefolgt ist. Er hat es verstanden, klar und deutlich wiederzugeben, was er sah und las; es liegt Sinn und Verstand in dem Bilde, das er uns vorführt. Auch vermißt man den Humor nicht (S. M. der Spartakistenherzog von Braunschweig und seine Gründung). Mächtig hervortritt — und mit Recht — die Figur des Oberbürgermeisters Robert Leinert, der heute Präsident der Preußischen Landesversammlung ist. Sonst eilt ruhig und gut aufgebaut Bild für Bild, Szene für Szene objektiv geschildert an dem Leser vorüber. Nirgends Erregung gegenüber der Fülle der Ereignisse. Viele Akten, namentlich offizielle Aufrufe, werden veröffentlicht und in dem Buche zusammengestellt. Das Werkchen wird später als Quelle oder Erstdarstellung für diese Ereignisse dienen können, bis weitere Quellen zum Vorscheine kommen werden.

Wolfenbüttel. August Wolfstieg.

Stern, Ernst von, Die russische Agrarfrage und die russische Revolution. (Öffentl. Vortr. über Fragen d. Politik d. Gegenwart. Auslandsstudien a. d. Univ. Halle-Wittenberg, 11. Hft.) 8⁰. 30 S. Halle a. S., Niemeyer, 1918. M. 1.—.

In einem am 8. Juni 1918 gehaltenen Vortrage führt St. in geradezu vorbildlicher Weise in das Wesen der russischen Agrarfrage ein und legt an der Hand der Geschichte des russischen Agrarwesens dar, wie es in Rußland zur Bauernrevolution kommen mußte. Man sollte kaum glauben, daß auf dem knapp bemessenen Raum des Schriftchens, in einem populär gehaltenen leichtflüssigen Vortrage eine derart komplizierte Frage wie die des russischen Agrarwesens so erschöpfend dargelegt werden kann, wie es hier geschehen, und mit einer Sachkenntnis, wie sie nur ein Gelehrter haben kann, der Rußland aus eigener Anschauung gründlichst kennt. Der Vf. ist als Historiker Spezialist auf dem Gebiete des klassischen Altertums und Archäologe, ein Studiengebiet, das der russischen Wirtschaftspolitik recht fern liegt, aber er ist im Baltenlande auf dem Lande aufgewachsen und war bis 1911 in Rußland als Gelehrter tätig, zuletzt im ackerreichen Südrußland, wo ihn seine archäologischen Studien in die Dörfer führten, die auf den Trümmern griechischer Kolonien aufgewachsen waren. Dort hat er das russische Landleben kennenlernen können, seine Kenntnisse aber auch, wie die reichen Literaturangaben in seinem Vortrage beweisen, durch intensives Studium vertieft. So bietet uns ein Historiker eine glänzende wirtschaftspolitische Belehrung, aber eine Belehrung, die den Historiker nicht verleugnet, denn uns liegt die ganze Entwicklungsgeschichte der russischen Agrarnot vor. Von besonderem Reiz sind bei der Darstellung die Hinweise darauf, wie viel Unverstand und böser Wille die Not verschuldet hat, wie die verschrieenen deutschbaltischen „Barone“ auch auf diesem Gebiete Lehrmeister der Russen waren, auf die aus nationaler Eitelkeit nicht gehört wurde, wie die baltische Agrarordnung bei der Aufhebung der Leibeigenschaft als Vorbild hätte dienen müssen, aber die diesbezüglichen Vorschläge aus nationaler Überhebung und auf Grund liberalisierender und sentimentaler slawophiler u. a. Tendenzen verworfen wurden. Den russischen Dünkel hat auch der heutige russische Jammer nicht gebrochen. Die russische Industrie ist zu wenig entwickelt, um den Teil der Bauernschaft zu beschäftigen, der nicht genügend Land besitzt, um sich und seine Familie damit zu ernähren. Der Gemeindebesitz krankt daran, daß jedes männliche Glied der Gemeinde auch Besitzer von Anteilen ist, die über das Kommunalland möglichst unzweckmäßig zerstreut sind, wodurch die gemeinschaftliche Bewirtschaftung des Kommunallandes behindert wird, andererseits aber auch daran, daß dieser Besitz kein Vollbesitz oder gar Eigentum ist, so daß das Interesse

an einer intensiven Bewirtschaftung, die zu einer Arbeit der Fleißigen für die Faulen führt, gelähmt wird. Stolypin hat die gesündesten Elemente der Bauernschaft zu Eigentümern eines lebensfähigen Kleingrundbesitzes machen wollen; der Bolschewismus aber rottet gerade diese Elemente aus, beseitigt den Besitz und damit auch das Interesse an der Pflege des Bodens und Förderung seiner Produktivität. Stolypin gedachte, den landlos gewordenen Teil der Bauernschaft in den asiatischen Kolonien Rußlands anzusiedeln, und diese Kolonisation hätte, obwohl sie anfänglich nur zu Mißerfolgen führte, auch die Landlosen zu Kleingrundbesitzern gemacht; die Bolschewiki aber wollen die Landlosen auf dem enteigneten Boden der Staats-, Krons-, Kirchen- und Gutsländereien unterbringen. Hatten schon die alten Mißstände das Dorf immer mehr verelendet, das Experimentieren schafft noch größeres Elend, und letzten Endes wird sich wohl doch nur der Starke durchsetzen, der es verstanden hat, selbst im russischen Agrarchaos durchzuhalten, der „Kulak", der Mann mit der Faust. Aber in absehbarer Zeit ist eine Gesundung und Stabilisierung der russischen Agrarverhältnisse nicht zu erwarten. Es ist zu hoffen, daß die russischen Kriegsgefangenen, die in Deutschland unsere Agrarverhältnisse kennengelernt haben, diese Kenntnisse in ihrer Heimat nutzbringend anwenden werden. Die trostlosen Verhältnisse machten es den russischen Sozialrevolutionären leicht, das Dorf zu revoltieren; das Aufbauen werden sie aber ebensowenig verstehen wie die Bolschewiki. Es ist unmöglich, jedermann, der vom Lande stammt und zum Bauernstande weitergerechnet wird, obwohl er mit ihm nichts mehr zu tun hat, wieder zum Landwirt zu machen; dazu haben weder der Krieg noch die Folgen der Revolution unter Rußlands Bevölkerung genügend aufgeräumt. Nur die Erziehung des Proletariers zur Arbeitslust und eine starke Abwanderung des Proletariats nach jungfräulichen Gefilden in Asien können helfen.

Berlin-Schöneberg.

Max. Meyer-Heydenhagen.

Aall, Herman Harris, Das Schicksal des Nordens. Eine europäische Frage. Mit e. Einleitg. v. Alb. Dresdner. Gr. 8°. 353 S. Weimar, Gust. Kiepenheuer. 1918. M. 8.—.

Wenige skandinavische Schriften der letzten Jahre dürften so großes und so berechtigtes Aufsehen erregt haben, wie das vorliegende Buch. Von einem vielseitig gebildeten norwegischen Juristen 1917 niedergeschrieben, hat es mit ausführlicher Begründung und mit einem damals in Norwegen wohl alleinstehenden Freimut die Rechtmäßigkeit des deutschen Standpunktes im Weltkriege verfochten, mit rückhaltloser Offen-

herzigkeit die den neutralen Ländern Nordeuropas durch den politischen und wirtschaftlichen Entente-Despotismus drohenden Gefahren dargelegt, mit unbarmherziger Schärfe die Heuchelei der Verbandsmächte gegenüber den „kleinen Nationen“ gegeißelt und mit eindringlicher Beredsamkeit die neutralen, in ihren Interessen solidarischen Völker Nordeuropas (Dänemark, Finnland, Holland, Norwegen und Schweden) zu einem engeren politischen Zusammenschluß durch Gründung der „Vereinigten Staaten von Nordeuropa“ aufgefordert. Die Rolle, die der Vf. diesem Staatenbunde den beiden kämpfenden Mächtegruppen gegenüber zugedacht hatte, deutet er S. 150 folgendermaßen an: „Der Gegensatz zwischen dem Verhältnis der Ententemächte und dem der Mittelmächte zu den nordischen Staaten besteht darin, daß die Entente einen zersplitterten, schwachen und unselbständigen Norden wünschen muß, den sie nach Gutdünken behandeln und schließlich erobern kann. Die Mittelmächte hingegen müssen einen starken, selbständigen, geeinten Norden wünschen, der jeden Eroberer zurückwerfen kann. Die Interessen der Ententemächte widerstreiten in allen wichtigen Beziehungen denen der nordischen Staaten. Die Interessen der Mittelmächte stimmen in allen wichtigen Punkten mit den ihren überein.“

Mag auch der Ausgang des Weltkrieges ein anderer als der von A. erhoffte gewesen sein, mögen auch die Erwartungen des Vf. betreffs einer politischen Annäherung zwischen den fünf nordischen Reichen sich nur teilweise verwirklicht haben, so ist sein Buch doch für die historische Wissenschaft von bleibender Bedeutung und für den künftigen Geschichtschreiber des Weltkrieges geradezu unentbehrlich. Es enthält ein außerordentlich reichhaltiges Material zur Beurteilung der Beziehungen Norwegens zu den Verbandsmächten in der 1. Hälfte des Weltkrieges (vgl. u. a. den umfangreichen, übrigens recht kritisch gehaltenen Abschnitt über Norwegens damalige Außenpolitik, S. 288—348). Ebenso erfährt man darin über das gleichzeitige Verhältnis Dänemarks bzw. Schwedens zur Entente manches Neue. Lesenswert ist auch die von Dr. A. Dresdner, einem ausgezeichneten deutschen Kenner Norwegens, vorausgeschickte Einleitung, die u. a. die gegen A. wegen seines Buches norwegischerseits gerichteten leidenschaftlichen Angriffe und Verdächtigungen wirkungsvoll zurückweist.

Die von Margarete Sannapiu-Heinersdorff angefertigte Übersetzung liest sich im allgemeinen gut und scheint den Originaltext zumeist richtig wiederzugeben. — S. 53 muß es „1741“ statt „1674“ heißen.

Jedenfalls gehört das Buch, das Ende 1917 bereits 2 norwegische, 1 schwedische und 1 holländische Auflage erlebt hatte, zu den wirklich wertvollen Erscheinungen der Weltkriegsliteratur und kann allen denen, die sich über das politische

Verhältnis der skandinavischen Völker zu den beiden Mächtegruppen in früherer und in neuester Zeit näher unterrichten wollen, warm empfohlen werden.

Charlottenburg. Fritz Arnheim.

Blok, P. J., Holland. (Auslandsstudien a. d. Univ. Halle-Wittenberg, II. Reihe, Heft 7.) 8⁰. 42 S. Halle a. S., Niemeyer. 1919. M. 1.50.

Eine freundliche, aber etwas kühle Absage an Deutschland. Einige liebenswürdige Artigkeiten können daran nichts ändern. Es ist nicht viel dagegen zu sagen. Bataver und Friesen haben mit den Römern gegen Armin gefochten, französische Kultur im weitesten Sinne ist immer maßgebend gewesen, England war stets in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht zu berücksichtigen, das alte Reich hat im 80jährigen Freiheitskampfe kaum nennenswerten Beistand geleistet usw. Und im Weltkriege haben wir dem Nachbarvolke auch nicht viel Freude machen können. Sehr interessant ist es zu hören, wie ersterer auf Holland gewirkt hat und noch nachwirkt. Hier wie überall spricht ein wirklicher Kenner. Jedenfalls ein offenes und ehrliches Wort eines Mannes, der für Deutschland immer Interesse gehabt hat. Lieber die nackte Wahrheit als törichte Illusionen.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.

Reeb, Wilh., Russische Geschichte. 3. umgearb. Aufl. Kl. 8⁰. 143 S. Berlin, Vereinig. wissensch. Verleger, 1919. Geb. M. 1.80.

Das in der Sammlung Göschen erschienene Bändchen enthält eine kurzgefaßte Übersicht der russischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Die Darstellung wird um so ausführlicher, je näher sie der Gegenwart kommt, was durchaus zweckentsprechend ist. Gegenüber den früheren Auflagen ist nicht nur eine erhebliche Bereicherung des Inhalts, sondern auch eine übersichtlichere Anordnung des Stoffes zu vermerken. Sehr anerkennenswert ist, daß der Vf. in seiner Literaturangabe einen guten Überblick der deutschen oder in deutschen Übersetzungen zugänglichen Literatur über Rußland gibt. Allerdings vermißt man hier, obwohl das Verzeichnis anscheinend bis auf die letzten Neuerscheinungen ergänzt ist, mehrere wichtige Erscheinungen der letzten Jahre, wie die gerade der Einführung in die Geschichte Rußlands dienenden Werke: Hötzsch, Rußland (2. Aufl., Berlin 1917); Luther, Rußland (Leipzig 1918); Masaryk, Zur russischen Geschichts- und Religionsphilosophie (Jena 1913). Daneben hätte auch Stählin, Über Rußland, die russische Kunst und den großen Dichter der russischen Erde (Heidelberg 1913) Erwähnung

verdient, das in der Form anspruchsloser Reiseskizzen wertvolle Streiflichter auf das geistige Leben der Vergangenheit und Gegenwart in Rußland wirft. Die genannten Bücher vermißt man um so mehr, als die Literaturangabe ältere Werke von geringerem Werte enthält wie Helbigs „Russische Günstlinge“, eine Sammlung von Anekdoten und Klatschgeschichten, der eine wissenschaftliche Bedeutung kaum beigemessen werden kann.

Die Darstellung selbst gibt ein anschauliches und lebendiges Bild des Verlaufs der russischen Geschichte durch die Jahrhunderte. Besonders hervorgehoben werden die Beziehungen Rußlands zu Deutschland, sowie alles, was einzelne Deutsche in Rußland geleistet haben; doch werden auch die inneren Zustände darüber nicht vernachlässigt. Der beste Abschnitt ist wohl die Darstellung der Zeit um 1900 (S. 119), die Rußland auf der Höhe seiner äußeren Erfolge zeigt, wobei auch die Kehrseite dieses äußeren Glanzes gut beleuchtet wird. Der schwächste Teil ist wohl die Schilderung der auswärtigen Politik der Kaiserin Elisabeth (S. 66). Die eigenartigen Schwankungen dieser Politik zwischen Frankreich, Preußen und Österreich werden nicht in genügender Klarheit aufgezeigt. Dagegen findet die innere Politik Elisabeths eine verständnisvollere und gerechtere Würdigung, als dies sonst in deutschen Darstellungen der Fall zu sein pflegt.

Leider enthält das Werk jedoch eine Reihe von Ungenauigkeiten und Irrtümern, die den Leser irreführen können, und auf die daher kurz hier hingewiesen werden muß. Wenn der Vf. bei den Nachkommen Ruriks noch im 16. Jh. germanische oder gar schwedische Eigenart feststellt (S. 10), so ist dies wohl nur seinem sympathischen Interesse an dem germanischen Einfluß zuzuschreiben. Ebenso erklärt sich wohl die überraschend günstige Beurteilung Peters III. (S. 68). Die S. 37 behauptete Identität des falschen Demetrius mit dem entlaufenen Mönch Grischka Otrepiew kann nach den Ergebnissen der neueren Forschung nicht mehr angenommen werden. Daß unter Peter d. Gr. sich Russen nur selten in einflußreicheren Stellungen finden (S. 51), ist ein Irrtum. Die Auffassung, daß Peter durch die Annahme des Kaisertitels ein griechisches Kaisertum russischer Nation gründen wollte (S. 58), schreibt ihm einen romantischen Zug zu, der seinem Wesen ganz fern lag. Auch unter Elisabeth ist Petersburg die Residenz geblieben. Eine dauernde Verlegung des Hofes nach Moskau (S. 65) hat nicht stattgefunden. Die Erwerbung Ostpreußens (S. 67) ist von Elisabeth nicht erstrebt worden; sie beabsichtigte vielmehr im 7jährigen Kriege Landgewinn auf Kosten Polens zu erreichen, das durch Ostpreußen entschädigt werden sollte. Josef II. zeigte selbst große Neigung für den Erwerb polnischen Gebiets. Es bedurfte keiner be-

sonderen Beeinflussung, um ihn zur Mitwirkung bei der Teilung Polens zu bestimmen (S. 71). Daß die Ideale Pauls und Alexanders I. die gleicheu waren (S. 84), ist in dieser Allgemeinheit sicher nicht richtig. Die Wirren nach dem Tode Alexanders I. (S. 92) sind nicht zutreffend dargestellt. Nikolaus I. hatte von dem Thronverzicht seines Bruders Konstantin schon seit Jahren Kenntnis, besaß aber nicht die Entschlossenheit, dementsprechend zu handeln. Das Verdienst des Kaisers Nikolaus um die russische Literatur (S. 93) wird offenbar überschätzt. Es fehlt ein ausreichender Grund für die Annahme, daß er den Frieden von Adrianopel nur als Waffenstillstand betrachtet habe (S. 95). Welchem abtrünnigen Freunde hat Nikolaus 1840 seine Macht gezeigt (S. 96)? Nach dem Zusammenhang sollte man denken, daß Louis Philipp gemeint ist. Diesen hat aber Nikolaus stets als seinen Feind angesehen. Der Friede von San Stefano (S. 108) ließ der Türkei auch noch Albanien, das allerdings keinen territorialen Zusammenhang mit ihren übrigen Besitzungen mehr gehabt hätte. Wenn S. 131 gesagt wird, daß Serbien gegenüber dem österreichischen Ultimatum vom 24. Juli 1914 jegliches Entgegenkommen schroff abgelehnt habe, so ist das eine unsachliche Übertreibung, die in einer objektiven Geschichtsdarstellung besser nicht zu finden wäre. Endlich wird S. 136 die Aufrichtung der bolschewistischen Herrschaft um zwei Tage zu spät angesetzt.

Trotz dieser Ungenauigkeiten, auf die hinzuweisen hier notwendig war, ist das kleine Werk als ein gutes Hilfsmittel anzusehen, um eine erste Bekanntschaft mit der Geschichte Rußlands zu vermitteln.

Berlin. Georg von Frantzius.

Soden, Herm. Frhr. v., Palästina und seine Geschichte. 6 volkstümliche Vorträge. 4. Aufl. Mit e. Plan v. Jerusalem u. 3 Ansichten d. Heil. Landes. (Aus Natur u. Geisteswelt, 6. Bdch.) 115 S. Leipzig, Teubner, 1918. Ppbd. M. 1.50.

Nicht mehr der Vf. selber, der durch einen Unglücksfall im Jan. 1914 sein Leben verlor, sondern sein Sohn hat noch im Felde die vorliegende Aufl. besorgt, die sich, wie das Vorwort bemerkt, nur auf eine Durchsicht beschränkt.

Von der weltgeschichtlichen Bedeutung, Lage und Beschaffenheit des Landes ausgehend, schildert der Vf. Palästina als Heimat des Volkes Israel und zeigt, wie es die Wiege des Christentums und zum Heil. Land der Christen und Mohammedaner wird. Die beiden letzten Vorträge beschäftigen sich insbesondere mit Jerusalem und anderen berühmten Stätten des Heil. Landes.

So zieht in fesselnder Darstellung und flüssiger Sprache die Geschichte jenes Landes und seiner wechselnden Herren

an uns vorüber, das für Juden, Christen und Mohammedaner voll teurer Erinnerungen ist. Wehmütig berührt uns heute das Schlußwort, das noch von einer Zukunft Palästinas unter deutscher Führung träumte.

Berlin-Sehmargendorf. B. Meißner.

Hasenclever, Adolf, Die Bedeutung der Monroedoktrin für die amerikanische Politik der Gegenwart. (Auslandsstudien a. d. Univers. Halle-Wittenberg. Öffentl. Vortr. über Fragen d. Politik d. Gegenwart, 5. Heft.) Gr. 8°. 28 S. Halle, Niemeyer, 1918. M. 1.—.

Der vor dem Eingreifen amerikanischer Truppen in den Weltkrieg gehaltene Vortrag geht zunächst der Entstehung der Monroedoktrin nach. Die äußere Veranlassung zu der Jahresbotschaft des Präsidenten vom 2. Dez. 1823 sieht H. in dem Vorgehen Rußlands von Alaska aus und in dem Eintreten der Heiligen Allianz zugunsten der Monarchie in Spanien, woraus eine Einmischung in den Unabhängigkeitskampf der spanischen Kolonien entstehen konnte. Da von seiten Frankreichs und Englands kein ernstlicher Widerspruch zu erwarten war, erklärt der Vf. die scheinbar so kühne Erklärung in Wirklichkeit für einen Bluff, der eher ein Zeichen von Schwäche als ein Beweis von Stärke gewesen sei. Solange kein unmittelbares Interesse der Vereinigten Staaten vorlag, haben diese sich auch vorsichtig zurückgehalten, so z. B., als 1833 England mitten im Frieden die argentinischen Falklandsinseln besetzte. Anders, als 1845 England und Frankreich die Einverleibung von Texas in die Union zu hintertreiben suchten; der Präsident Polk erhob scharfen Einspruch: jeder unabhängige Staat könne sich mit der Union vereinigen. Die Erklärung des Präsidenten Grant von 1870 leitet die Umdeutung in dem Sinne ein: Amerika den Vereinigten Staaten und nicht den Amerikanern! Praktische Bedeutung hat die Doktrin erst in den 90er Jahren gewonnen. Von 1814—98 hat die Union keinen Zusammenstoß mit einer europäischen Macht gehabt: vor der Begründung eines Kolonialreiches waren die V. St. unverwundbar. Die Erledigung des Venezuela-Konfliktes (1895) brachte eine schwere diplomatische Niederlage Englands den V. St. gegenüber und bildete den Auftakt zum Eintritt der Union in die große Weltpolitik. Beim Streite mit Spanien wegen Cubas (1898) erschien die Monroedoktrin auf die Spitze getrieben, wenn auch der Grundgedanke noch nicht überschritten wurde; es wird die Forderung erhoben, daß bei der Empörung einer europäischen Kolonie in Amerika die Union zu entscheiden habe, wann diese Kolonie das Recht haben solle, sich für unabhängig zu erklären. Der Vertrag mit Cuba von 1903, der dieser Insel formell die Unabhängigkeit läßt, kettet sie doch in Wirk-

lichkeit so fest an die V. St., daß von einer Unabhängigkeit kaum die Rede sein kann. Die ursprünglich rein politisch aufgefaßte Monroedoktrin wird mehr und mehr auf das Gebiet des Handels übergeleitet; die V. St. suchen daraus eine Schranke auch für den privaten Handelsverkehr zu zimmern, sie wollen möglichst alleinige Lieferanten für Amerika sein. Durch die imperialistische Politik im Stillen Ozean wird Sinn und Geist von Monroes Forderung aufs gröblichste verletzt, wenn auch der Wortlaut nicht dagegen spricht, weil in ihr nur die Rede davon ist, daß keine Einmischung in die inneren Angelegenheiten der europäischen Staaten stattfinden soll. Das Eingreifen in den Weltkrieg steht mit der ursprünglichen Monroedoktrin im schneidendsten Gegensatz. Der Grundsatz der politischen Isolierung ist preisgegeben, der Imperialismus hat über den Pazifismus gesiegt.

Die Tendenz der gesamten Geschichte der V. St. ist auf Betätigung eines ungehemmten, skrupellosen Machtwillens gerichtet. Nebenher läuft seit den Tagen der Quäker jene pazifistische Richtung, die einen Zug „abstoßenden, salbungsvoll scheinheiligen und selbstgerechten Christentums“ trägt. Der Kampf zwischen beiden Richtungen um den vorwaltenden Einfluß beherrscht die Geschichte der Vereinigten Staaten.

Stil und Ausdruck des Vortrages zeigen Unklarheiten und Unausgeglichenheiten (z. B. S. 5, 7, 8, Anm. 1). Die Behauptung (S. 5), Monroe stelle die Forderung, daß die monarchische Staatsform in unabhängigen Ländern des amerikanischen Kontinents, soweit sie dort nicht bereits bestehe, keine Wurzel finden dürfe, trifft in dieser Form nicht zu (s. Kraus, Die Monroedoktrin in ihren Beziehungen zur amerikanischen Diplomatie und zum Völkerrecht, Berlin 1913, S. 68 f.). — Bei den Botschaften des Präsidenten Grant von 1869 und 1870 (S. 12) handelt es sich doch darum, daß Einspruch erhoben wird gegen die Übertragung von Kolonien an eine andere europäische Macht: „Hören die gegenwärtigen Beziehungen von Kolonien auf, so müssen sie unabhängige Mächte werden.“ — Zwischen den beiden Prinzipien der Monroe-Botschaft hätte schärfer geschieden werden können: einmal wendet sie sich „gegen Versuche europäischer Mächte, die darauf zielen . . ., ihre politische Macht in Amerika zu vermehren“ (Kraus, S. 73), und dann erklärt sie: „Die V. St. sollen nicht in innere europäische Angelegenheiten eingreifen, insbesondere sich nicht um die im Jahre 1823 bereits bestehenden europäischen Kolonien kümmern“ (Kraus, S. 74). Während das erste Prinzip mehrere grundlegende Erweiterungen erfahren hat, ist das zweite als gegenstandslos fallen gelassen worden: Die Zeiten sind vorbei, wo Jefferson „an ocean of fire between us and the old world“ wünschte. Die Monroedoktrin ist eben kein völkerrechtlicher Grundsatz, sondern ein „politischer Glaubenssatz“,

dessen Quelle in dem Willen und der öffentlichen Meinung der amerikanischen Nation liegt und der sich ihren wechselnden Bedürfnissen und Forderungen anpaßt (Kraus, S. 401).

Berlin-Wilmersdorf. Fritz Zickermann.

Vitense, Otto, Geschichte von Mecklenburg. (Allg. Staatengesch., hrsg. v. Herm. Oncken, III. Abtl., Dtsch. Landes-Geschichten, 11. Werk.) Gr. 8°. XXXIV u. 599 S. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1920. M. 30.—, geb. M. 34.—.

Von Wittes dreibändiger Mecklenburgischer Geschichte ist bisher nur der 1. und 2. Bd. (von der Urzeit bis 1755) herausgekommen, und schon ist in diesem Frühjahr eine neue große Geschichte Mecklenburgs erschienen, die bis zur Gegenwart (Herbst 1919) reicht. Ihr Vf. ist bereits durch seine in die Sammlung Göschen aufgenommene „Mecklenburgische Geschichte“ bekannt.

Im Vorwort ist ausgesprochen, daß eine Landes-Geschichte sich in erster Linie an die Landesbewohner wendet, um ihnen eine klare, möglichst objektive Vorstellung des Verlaufs ihrer Heimatgeschichte zu vermitteln. Dies ist bei dem vorliegenden Werk auch durchaus der Fall.

Im 1. Abschnitt wird die vorgeschichtliche Zeit behandelt, wobei auf die Ergebnisse der geologischen Forschung kurz eingegangen wird. Über den 2. und 3. Abschnitt, der die Wendenzeit und die Zeit der Germanisierung und Christianisierung behandelt, führt uns der Vf. in das 14. und 15. Jh., wo die Bildung des mecklenburgischen Territorial-Staates stattfand. (Weshalb „Territorial-Staat“? Ich schlage „Gesamt-Staat“ oder nur „Staat“ vor.) Es folgen die Abschnitte über die Zeit der Reformation und des 30jährigen Krieges und der Kampf um die Landeshoheit. Erschütternde Bilder finden sich in dem Abschnitt, der von den Zeiten Friedrichs d. Gr. und Napoleons handelt. Das Werk klingt im 8. und 9. Abschnitt aus mit einer Darstellung Mecklenburgs im Deutschen und Norddeutschen Bund und im Deutschen Reiche.

Durchweg ist das Material mit großer Liebe zusammengetragen und gut kritisch gesichtet. Die Darstellung zeichnet sich durch Lebendigkeit und Wärme aus. Neben der politischen Geschichte ist die Kultur-, Wirtschafts- und Literatur-Geschichte stets eingehend behandelt. Ein weiterer Vorzug ist es, daß Mecklenburg-Strelitz, in entsprechend geringerem Umfange natürlich, immer besonders für sich behandelt wird.

Dem eigentlichen Text geht eine eingehende „Literarische Übersicht“ voraus; von den Aufzeichnungen bis auf die heutige Zeit sind die meisten über mecklenburgische Geschichte handelnden Werke angegeben und kurz kritisch gewürdigt. Für den, der sich mit mecklenburgischer Geschichte etwas

eingehender befassen will, sind diese Ausführungen recht wertvoll. Die aus 213 Nummern bestehende Literatur-Angabe bringt, soweit es die Auswahl gestattet, alles Wissenswerte. Doch hätte ein so wichtiges Werk wie Bachmann, Landeskundliche Literatur, das trotz seines hohen Alters auch heute noch sehr wertvoll ist, nicht in eine Anmerkung gesetzt werden sollen. Da der Vf. richtigerweise auch landeskundliche Literatur auf Seite XXXIV bringt, so möchte ich vorschlagen, in der nächsten Aufl. des Werkes auch Geinitz, Landeskunde von Mecklenburg (Güstrow 1907) und vielleicht noch desselben „Geologischen Führer durch Mecklenburg“ (Berlin 1899) aufzuführen; beide Schriften, besonders die erstere, werden dem Leser des „großen Vitense“ wertvolle Ergänzungen bringen. Auch die von der mecklenburgischen geologischen Landesanstalt herausgegebenen Hefte liefern manchen wertvollen Beitrag zur Landeskunde.

Eine knappe, und darum sehr übersichtliche Stammtafel des mecklenburgischen Fürstenhauses ist ebenfalls beigefügt.

Nur mit einem nebensächlichem Punkt kann ich mich nicht befreunden. Es ist das Inhalts-Verzeichnis. Wozu die vielen Unterabteilungen? Weshalb stehen z. B. die meisten Fürsten, Länder, Städte, Ortschaften — gleichgültig mit welchem Anfangs-Buchstaben — unter „M“, da ihnen die Bezeichnung „mecklenburgisch“ vorgesetzt ist? Das ist nicht praktisch. Alle Schlagworte in einem Inhalts-Verzeichnis sollen einander gleich sein, Ausnahmen nur dann vorkommen, wenn es absolut notwendig ist. Vielleicht werden bei nächster Gelegenheit die Schlagworte auf die einzelnen Buchstaben des Alphabets verteilt.

Aber das ist ja nur eine Kleinigkeit. V.s mecklenburgische Geschichte, von einem Mecklenburger für die Mecklenburger, ist ein Werk, auf das beide Teile stolz sein können und zu dem man beiden Teilen nur Glück wünschen kann.

Charlottenburg. Fritz Barnewitz.

Warschauer, Adolf, Geschichte der Stadt Gnesen. (Zeitschr. der Hist. Ges. f. d. Prov. Posen, Bd. XXX.) 8°. VI u. 488 S. Posen, 1918.

Die Historische Gesellschaft für die Provinz Posen macht infolge der politischen Umwälzungen schwere Zeiten durch. Zwar sind jetzt wieder einige Monatshefte von ihr herausgegeben worden, doch wird die Fortführung der Zeitschrift gewiß für lange Zeit eine schwierige Aufgabe bleiben. Um so erfreulicher ist es, daß das letzte im deutschen Posen vorbereitete, wenn auch erst später erschienene Heft der Zeitschrift eine seit langem erwartete Arbeit zum Abdruck bringt und sich dadurch äußerlich wie innerlich von den übrigen abhebt. Diese umfangreiche Stadtgeschichte verlockt besonders

zur Betrachtung, denn Gnesen hat im Ma. als polnische Residenz eine glorreiche Zeit durchlebt; erst später, als es seine glanzvolle Stellung am Anfang des 14. Jhs. aufgeben mußte und nur noch den Sitz des Erzbischofs behielt, der allerdings zugleich Primas und Regent des Reichs während eines Interregnums war, unterscheidet sich das Schicksal von Gnesen nur wenig von dem der vielen polnischen Landstädte.

All die zahlreichen Begebenheiten verschiedenster Art während der Jahrhunderte hat der Vf. sorgsam gesammelt und reiht sie in lebendiger Darstellung, zu der ihn die Liebe zur östlichen Heimat befähigt, mit jedesmaligen, genauen Quellenangaben vor dem Leser auf. Am Ende des 18. Jhs. hat vielleicht allgemeineres Interesse die Wirkung der polnischen Verwaltungsreform. Eingehend ist dann die Entwicklung der Stadt im 19. Jh. behandelt. Hier wurde gleich zu Anfang des Jhs. (1819) die ganze Stadt durch einen großen Brand derart heimgesucht, daß eine völlige Neuvermessung nötig wurde. Leider ist aber dem Buche nur ein Abdruck des ältesten Stadtplanes von 1787 beigegeben, so daß eine Vergleichung zwischen der alten und neuen Stadtanlage nicht möglich ist. Mit Recht jedoch hat der Vf. jede politische Stellungnahme vermieden, wie auch die Beziehungen der beiden Nationalitäten zueinander nur gestreift werden. So läuft die Erzählung in ruhigem Gleise dahin und endet mit dem Besuch Kaiser Wilhelms in Gnesen im J. 1902.

Außer der erwähnten Karte ist dem Buche das Faksimile der Kabinettsorder vom 7. Nov. 1819 beigefügt, durch die die Stadt die besondere Unterstützung des Königs nach dem großen Stadtbrande erfuhr. Da die Arbeit W.s für lange Zeit die erschöpfendste Bearbeitung der Gnesener Stadtgeschichte bleiben wird, ist das Fehlen eines Registers zu bedauern.

Breslau. Hans Bellée.

Tönnies, Ferd., Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege. 3. verb. Aufl. 12°. 161 S. Berlin, Vereinig. wissensch. Verleger, 1919. M. 2.40 u. Zuschl.

Die zuerst 1903 erschienene Schrift des bekannten Philosophen und Soziologen T. in Kiel „Die Entwicklung der sozialen Frage“ ist in der 3. März 1919 abgeschlossenen Aufl. bis zum Ausbruche des Weltkrieges fortgeführt worden. Sie kann namentlich denen empfohlen werden, die sich mit der Geschichte der gesellschaftlichen Entwicklung noch wenig beschäftigt haben, gibt aber auch dem Sachkundigen einen guten Überblick. Nur die Begrenzung der Darstellung mit dem August 1914 ist zu bedauern. Denn gerade für die Kreise, für welche die Schrift in erster Linie in Betracht kommt, würde eine Schilderung der einschlägigen Vorgänge in den letzten Jahren recht wünschenswert sein, wenn sich auch die

Wirkungen der damals „einsetzenden gewaltigen Entwicklung erst nach geraumer Zeit übersehen lassen“ werden.

Berlin. Carl Koehne.

Huyskens, Alb., Die Klöster der Landschaft an der Werra. Regesten u Urkk. (Veröffentl. d. Hist. Komm. f. Hessen u. Waldeck, IX, 1). Gr. 8⁰. XXV u. 882 S. Marburg, N. G. Elwert, 1916. M. 37.50, geb. M. 40.—.

Einer Anregung von F. Küch folgte die Hist. Kommission für Hessen und Waldeck, als sie die Urkunden der geistlichen Archive ihres Bezirks in einer Form zu veröffentlichen unternahm, die in der Mitte von Inventar und Urkundenbuch liegt. „Klosterarchive“ hat sie diese Reihe ihrer Veröffentlichungen genannt. 1913 bereits hat Johannes Schultze den Band, der die geistlichen Institute der Stadt Kassel und das Kloster Weißenstein behandelt, veröffentlicht. Schon 2 Jahre vorher war der die Klöster der Werralandschaft enthaltende Band in der Hauptsache im Druck vollendet, den der verdienstvolle Aachener Stadtarchivar Huyskens 1916 endlich vorlegen konnte. Ein äußerst stattlicher Band ist damit geschaffen, auf den gebührend hinzuweisen der Krieg bisher verhindert hat.

Die Begrenzung der Werralandschaft will H. „im alten kurhessischen Sinne“ aufgefaßt wissen; doch sind die Urkunden des Klosters Kornberg (nö. Bebra) nicht aufgenommen. Es bleiben also von größeren geistlichen Stiftungen in Eschwege das Stift St. Cyriaxberg und das Augustinerkloster, daneben das Hospital zum hl. Geist und St. Elisabeth, in Germerode (am Südostabhang des Meißner) die Niederlassung der Prämonstratenserinnen, in Witzenhausen das Wilhelmitenkloster. Von den dortigen Cistercienserinnen haben sich keine Urkunden aus ihrem Archiv erhalten. Als zeitliche Grenze ist im allgemeinen 1527 genommen, das Jahr, in dem Landgraf Philipp von Hessen die geistlichen Archive gelegentlich der Säkularisation registrieren ließ. Darüber hinaus wurden nur vereinzelt Urkunden aufgenommen. Sie finden sich in der Hauptsache im Staatsarchiv Marburg.

Zu den Urkunden, die als Archivbestand der genannten Institute anzusehen sind, treten dankenswerterweise die, welche irgendwie die Klöster angehen, aber nicht dem betreffenden Archiv angehörten, ohne daß hierbei aber Vollständigkeit erstrebt wurde. Sie sind, auch das ist zu begrüßen, in die allgemeine Reihe eingefügt, aber durch ein Sternchen gekennzeichnet.

Insgesamt ergeben sich 1676 Nummern, von denen auf St. Cyriaxberg in Eschwege 485 Nummern und 3 Nachträge kommen, auf das dortige Hospital 19, auf die dortigen Augustiner 367, auf Germerode die bei weitem größte Ziffer, 566, auf die Cistercienserinnen in Witzenhausen 2, auf die dortigen

Wilhelmiten 234; 33 von allen jenen Nummern sind in einem Anhang vollständig gedruckt.

Im übrigen ist eine regestenartige Form gewählt, die allen Ansprüchen weit entgegenkommt, zumal sie mit wörtlichen Anführungen nicht sparsam ist. Aufbewahrungsort, Kopien, Drucke, Register usw. sind natürlich angegeben; von einer Beschreibung der Siegel hat man aber abgesehen, da ein hessisches Siegelwerk beabsichtigt ist. Doch sind die Inhaber vorkommender Siegel im Register leicht kenntlich gemacht.

Dieses Personen- und Orts-Register, 151 eng bedruckte Seiten stark, ist ein Werk Wilh. Mummenhoffs. Man muß selbst einmal eine derartige Arbeit angefertigt haben, um die entsagungsvolle Mühe, die sich darin verbirgt, zu erkennen. Jedenfalls gebührt dem Bearbeiter erheblicher Dank des einsichtsvollen Benutzers.

Was H. geleistet hat, editorisch übrigens mit der ganzen Sorgfalt, die wir bei ihm gewöhnt sind, kommt zunächst naturgemäß der hessischen Geschichte zugute. Aber ebenso wird die allgemeine Sozial-, die Kirchengeschichte, die Flurnamenforschung usw. bereichert. Es sind wohl behaueneBausteine, die die Hessische Histor. Kommission auch diesmal wieder bereit stellt. Möchten viele Baumeister kommen, die zum Werke schreiten.

Berlin-Friedenau. W. Hoppe.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens. Hrsg. v. Konr. **Wutke.** 53. Bd. 2. Heft. Breslau, Ferd. Hirt, 1919.

Das 2. Heft stellt sich als eine Festgabe zum 70. Geburtstag des Oberbürgermeisters a. D. Dr. Bender dar und beschäftigt sich vornehmlich mit der Entwicklung Breslaus während der Amtszeit des um die Heimatsgeschichte hochverdienten Mannes. Eine Widmung der Festgabe durch den Vorstand des Vereins eröffnet die Arbeit.

S. 9—37: Adolf **Heilberg,** Breslaus großstädtische Entwicklung unter Georg Bender 1891—1912. Die Lektüre dieses Aufsatzes wird vielleicht geeignet sein, auch weiteren Kreisen zu zeigen, daß Breslaus Geschichte in dieser Zeit sich seiner großen Vergangenheit im Ma. und seiner Verdienste um die Ausbreitung des Deutschtums im Osten würdig zur Seite stellen kann.

S. 79—93: Hans **Seger,** Die Schwedenschanze bei Oswitz. Sie führt angeblich ihren Namen von einer schwedischen Reiterabteilung unter Torstenson, die dort einen Winter hindurch ihr Standquartier gehabt haben soll. Doch findet diese Dorfsage in den Quellen keinen Beleg. Der Weltkrieg gab durch die hier zur Befestigung von Breslau angelegten Schützengräben die erwünschte Gelegenheit zu aussichtsreicher vorgeschichtlicher Untersuchung, deren Resultate in der vorliegenden Arbeit mitgeteilt werden. 114 vollständige Grabstätten konnten noch aufgedeckt werden, aus denen sich deutlich drei Gräbergruppen herausheben, „die auf eine wiederholte Unterbrechung der Besiedelung schließen lassen". Das wichtigste Ergebnis der Untersuchung läßt sich dahin zusammenfassen, daß „sich immer deutlicher herausstellt, daß diese (die vorgeschichtlichen Burgwälle Schlesiens)

früher für rein slawisch gehaltenen Wehrbauten zum großen Teil um reichlich ein Jahrtausend älter als die Einwanderung der Slawen sind".

S. 94—116: Jul. **Krebs**, Die Eroberung des Napoleonswagens am Abend der Schlacht bei Belle-Alliance. Die Arbeit entrollt das Bild des Prozesses, der um den erbeuteten Napoleonswagen von den ehemaligen Bataillonskameraden gegen ihren Führer, den Freiherrn von Keller, eingeleitet worden ist und in dem dieser in einem etwas merkwürdigen Verfahren freigesprochen wurde, den mittellosen Klägern aber, armen Leuten aus Ragnit in Ostpreußen, auch noch die Kosten des Prozesses auferlegt wurden.

S. 117—132: Heinr. **Wendt**, Oberpräsident v. Merckel als Vertrauensmann der Breslauer Bürgerschaft. Es gehört nicht zu den alltäglichen Erscheinungen in der Geschichte des vormärzlichen Preußens, daß ein Oberpräsident gegen alle reaktionären Versuche der Regierung sich so für das Wohl der ihm unterstellten Provinzialhauptstadt eingesetzt hat, wie Friedr. Theod. v. Merckel, dessen Tätigkeit für Breslau der Vf. schildert. Der Merckel nahestehende Medizinalrat Ebers sagt von ihm: „Ich habe selten einen Staatsmann gekannt, der eine solche Hochachtung vor dem Menschen und vor der menschlichen Freiheit selbst bis zum Ideale gehegt hätte." Er galt als der geborene Beschützer der städtischen Selbstverwaltung, jenes kostbarsten Gutes aus der großen Steinschen Reformzeit.

S. 133—142: Rich. **Förster**, Pflege von Kunst und Wissenschaften seitens der Stadt Breslau unter Georg Bender (1891—1912).

Breslau. Willy Cohn.

Hansische Geschichtsblätter. 24. Bd. München, Duncker u. Humblot, 1919.

S. 1—126: Ferd. **Frensdorff**, Verlöbnis und Eheschließung nach hansischen Rechts- und Geschichtsquellen (Fortsetzung). Mit großem Fleiß ist ein umfangreiches Material verarbeitet. Alles, was Verlöbnis und Eheschließung betrifft, ist bis auf die entferntesten Zusammenhänge herangezogen. Nebenher fällt noch manch bemerkenswerter Span ab. So heißt in mecklenburgischen Stadtsatzungen des 16. Jh. der überlebende Gatte „der lebendige Ehemensch" (S. 11, Anm. 3). Und alle die musikalischen Leute, die oft durch schlechte Musik gequält werden, wird es interessieren, zu hören, daß nach Hildesheimer lat. Stat., Art. 34, derjenige, der einen ihm lästig werdenden Spielmann ins Wasser schubste oder ohrfeigte, straflos blieb. (S. 28, Anm. 3.)

S. 127—167: Otto **Held**, Hansische Einheitsbestrebungen im Maß- und Gewichtswesen bis zum J. 1500. (Mit einer Bildertafel.) Zwei Gattungen von Kaufleuten gibt es und hat es immer gegeben, wackere und betrügerische. Die ersteren haben stets, aber leider meist vergeblich, gegen die letzteren angekämpft. Am schwersten wurde es ihnen auf dem Gebiete von Maß und Gewicht, auf dem sowieso schon Einheit, auch unter ehrlichen Leuten, schwer zu erzielen war. An papiernen Verordnungen hat es nicht gefehlt. Die Resultate waren gering.

S. 169—204: Friedr. **Techen**, Bürgerrecht u. Lottacker zu Wismar. Es handelt sich um die Verteilung des städtischen Land-, Acker- und Wiesenbesitzes an die verschiedenen Berechtigten.

S. 205—226: Walt. **Stein**, Sommerfahrt und Winterfahrt nach Nowgorod. Entweder gab es am Ende des 12. Jhs. nur eine Sommerfahrt nach Nowgorod, oder es bestanden damals Winterfahrt und Sommerfahrt dorthin nebeneinander. (S. 225.)

S. 227—279: Ludw. **Lahaine**, Die Hanse und Holland von 1474—1525 (Fortsetzung). Es wird so recht deutlich, warum die Hanse an ihrer Uneinigkeit zugrunde gehen mußte; aber auch, daß diese Uneinigkeit zum großen Teil in den ganz verschiedenen Interessen der einzelnen Quartiere und Städte begründet war.

Berlin-Steglitz. Gustav Markull.



Thüringisch-Sächsische Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Hrsg. v. Theo **Sommerlad.** 8. Bd. Halle, Gebauer-Schwetschke, 1918.

S. 1—54, 105—157: Waldemar **Giese,** Die Mark Landsberg bis zu ihrem Übergang an die brandenburgischen Askanier im J. 1291. Einleitend bemerkt der Vf., daß er in seiner Untersuchung ein bisher fast gar nicht durchforschtes Gebiet bearbeitet habe. Im 1. Abschnitt „Das Aufkommen des Landsberger Titels und seine Bedeutung in der ersten Zeit seines Gebrauches" stellt er fest, daß zunächst eine besondere Mark Landsberg nicht nachweisbar ist und der Titel Markgraf zur Geschichte der Lausitz oder der mit ihr gleichbedeutenden Ostmark gehört. Längere Zeit verschwunden, erscheint er 1261 wieder, nunmehr in Verbindung mit einem besonderen Territorium, der Mark Landsberg. Deren Bildung entwickelt G. ausführlich im 2. Abschnitt „Die Länderteilung Heinrichs des Erlauchten und die Entstehung der Mark Landsberg". Ein 3. Abschnitt „Das Gebiet der Mark Landsberg in der Zeit bis 1291" stellt auf Grund sehr eingehenden und mühevollen Urkundenstudiums den Umfang der Mark fest und erweist sie als ein rein dynastisches Gebilde, bei dem von einer organischen Umbildung älterer territorialer Einheiten nicht die Rede sein kann. Ihre Schicksale bis 1291 werden im 4. Abschnitt „Der Übergang der Mark Landsberg an die Markgrafen von Brandenburg im J. 1291" behandelt. Danach war die Mark L. 1291 in der Hauptsache der nördliche Teil der ursprünglichen Mark, d. h. das Land westlich der Mulde, das Heinrich der Erlauchte von der Ostmark gelöst hatte, um die Mark L. zu schaffen. Ihr südlicher Teil nahm damals den Namen Osterland an. — Im Anhang wird der Umfang der Grafschaft Wettin nach der Verkaufsurkunde vom 14. Nov. 1288 festgestellt und die von Opel 1867 veröffentlichte Gründungsurkunde des Clarenklosters zu Weißenfels vom 6. Sept. 1284 als gefälscht erklärt. — Die mit großem Fleiß und vielem Scharfsinn geschriebene Untersuchung darf als ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des thüringisch-sächsischen Gebietes im 13. Jh. angesprochen werden.

S. 55—56. Karl H. **Lampe,** Familiengeschichte. Eine Würdigung der Bedeutung der von R. Rose begonnenen „Familiengeschichtlichen Bibliographie".

M. **Laue,** Bibliographie. Es werden 1239 Publikationen aufgeführt.

Merseburg. Fr. Wilhelm Taube.

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark. 17. Bd. Dortmund, Fr. W. Ruhfus, 1909.

Erst jetzt ist unserer Schriftleitung der vorliegende Band der „Dortmunder Beiträge" zugegangen. Obwohl er schon vor einem Jahrzehnt erschienen ist, verdient doch gerade er heute noch eine besondere Anzeige. Nur das Wichtigste sei hervorgehoben:

S. 1—64: **Rothert,** Die Westfalen in Danzig. Der verdienstliche Aufsatz ist durch die allgemeine Teilnahme an den Geschicken Ostdeutschlands gegenwärtig wieder sehr bemerkenswert. Er bringt aus dem Danziger Stadtarchiv wertvollen Stoff über die Westfalen an der Weichselmündung. Im Anhang sind 11 Urkunden beigegeben.

S. 117—216: Al. **Meister,** Die Anfänge der Eisenindustrie in der Grafschaft Mark. Eine tiefgrabende Untersuchung des besonders mit Wirtschaftsgeschichte beschäftigten Münsterschen Geschichtsprofessors, die mit Ausdeutung der alten Schlackenfunde, der Ortsnamen und der Urkunden sehr lehrreich die westfälische Eisenindustrie bis ins hohe MA. zurückverfolgt und dann ihren Betrieb und ihre Organisation schildert. 10 z. T. umfangreiche Urkundenbeilagen machen den Beschluß.

S. 217—276: P. **Baedecker,** Richter und Gericht im alten Dortmund. Der Dortmunder Landgerichtsrat B. beleuchtet, wesentlich im Anschluß an Frensdorff (Dortmunder Statuten, 1882), die von fränkischer Gerichtsordnung ausgehende Dortmunder Gerichtsverfassung.

S. 277—319: A. **Meininghaus,** Die Dortmunder Stadtrichterlinie. Der verdiente Dortmunder Lokalhistoriker stellt hier als schöne

Fortsetzung der vorhergehenden Arbeit die Dortmunder Stadtrichter nach dem Urkundenstoff zusammen. (Nachträge und Berichtigungen dazu in Bd. 26 derselben Zeitschrift.)

Leipzig. Friedrich von Klocke.

Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens. 34. Jahrg. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 1918.

S. 5—9: Heinr. **Funck,** Karl von Knebels Aufzeichnungen über seinen Besuch von Emmendingen, Kehl und Straßburg im Aug. 1780. Der mit dem Hof des Herzogs von Weimar und dem Goetheschen Kreis eng verflochtene Knebel hat 1780, von der Schweiz kommend, die Gegenden am Rhein besucht und sich dabei auch in Straßburg umgesehen. Seine Reisenotizen liegen im Goethe-Schiller-Archiv in Weimar. Die knappen Aufzeichnungen, die dem Nichteingeweihten nicht ohne weiteres verständlich sind, werden durch ausführliche Fußnoten erläutert. Sie zeugen von treffender Beobachtungsgabe, führen in das Leben und den Kreis der besuchten Persönlichkeiten und der Knebelschen Bekanntschaft ein und sind zeitgeschichtlich nicht ohne Wert.

S. 18—52: Em. **v. Borries,** Die Rolle der Siebenzahl in einer wissenschaftlichen Fehde zwischen Wimpfeling und Murner. Der Aufsatz ist nicht nur wegen der beiden bekannten Persönlichkeiten, die darin eine Rolle spielen, fesselnd, sondern auch wegen der Schlaglichter, die er auf die geistigen Anschauungen der Gelehrten kurz vor der Zeit der Reformation wirft, und die uns bezeugen, daß trotz der Renaissance auch in der Wissenschaft die Denk- und Anschauungsweise noch völlig vom Geist des Ma. beherrscht ist. Die heutige Wissenschaft würde über solche unfruchtbaren Erörterungen, wie sie die zwischen Wimpfeling und Murner ausgebrochene literarische Fehde über die Beweiskraft der Siebenzahl zeitigte, zur Tagesordnung übergehen. Für die Zeit des ausgehenden Ma. und auch noch reichlich späterhin galten solche Kleinkrämereien als Zeugnis höchster Wissenschaftlichkeit. Wimpfeling hatte in seiner „Germania" sieben Zeugen für den deutschen Charakter des linken Rheinufers angeführt, und Murner hatte dies in seiner „Germania nova" mit dem Hinweis bestritten, daß „Wer von siben sagt, der lugt gern". Wimpfeling hat daraufhin gegen Murner zwei scharfe, mit diesem unbarmherzig ins Gericht gehende Streitschriften verfaßt. Er führt eine umfangreiche Liste an, die beweisen soll, daß die Siebenzahl von den in der Bibel geschilderten Zeiten an eine große Rolle gespielt und sowohl religiös wie philosophisch stets als bedeutungsvoll gegolten habe, so daß Murners Angriff gleichsam Ketzerei sei. Murner verteidigt sich geschickt, konnte aber gegen Wimpfeling nicht aufkommen. Der Vf. bringt die Siebenerliste im Wortlaut. Sie kennzeichnet mehr als lange Ausführungen den Geist und die Denkweise ihrer Zeit. Vieles Abgeschmackte, sogar Zynische ist darunter; deshalb gerade ist sie kulturhistorisch wichtig. Und nicht ohne Wert sind auch die auf Straßburger Verhältnisse hinweisenden Anführungen der Siebenzahl.

Das Jahrbuch wurde noch kurz vor dem Waffenstillstandsschluß ausgegeben. Wir müssen damit einen Strich unter die von ihm gepflegte wissenschaftliche Arbeit machen. Der Vogesen-Club wird wohl im Club alpin français aufgehen, und ob dieser etwas Ähnliches bieten kann wie das Jahrbuch, ist stark zu bezweifeln. Ein Stück deutscher Gründlichkeit und Kulturarbeit ist abgeschlossen, und ob geistige Weiterarbeit mit den französischen Gelehrten möglich ist, wird sehr fraglich sein.

Müllheim (Baden), bisher Mülhausen (Elsaß). Emil Herr.

Vierteljahrsschrift für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs. Neue Folge. 1. u. 2. Jahrg. Hrsg. von A. **Helbok.** Bregenz, 1917 u. 1918.

Die Zeitschrift ist eine Fortsetzung des 1904—16 erschienenen Archivs für Geschichte und Landeskunde Vorarlbergs.

1. Jahrg. S. 1—5: J. **Fischer,** Dr. Hieronymus Münzer und die Feldkircher silberne Monstranze aus d. J. 1506. (Ein Nachtrag im 2. Jahrg., S. 47—48.) Es wird der Nachweis erbracht, daß dieses kostbare Kleinod der Stadtpfarrkirche in F. ein Geschenk des als Humanisten und Geographen berühmten Nürnberger Arztes Dr. H. Münzer und seines Bruders Leopold M. ist. Ersterer weilte 1506 in F.

S. 5—25: V. **Kleiner** bringt den Schluß der Bregenzer Stadtchronik des Dr. Ch. Schalck. (Vgl. Archiv XII. S. 39 ff.)

S. 26—33: A. **Helbok,** Ein Spottgedicht auf die Belagerung Feldkirchs durch Truppen K. Ludwig d. B. im J. 1345. H. prüft den Inhalt des Gedichtes, das eine Episode aus der Landesgeschichte schildert und schon mehrmals gedruckt wurde, auf seinen geschichtlichen Wert und äußert Vermutungen über die Person und Heimat des Vf.

S. 41—57: A. **Reich,** Nochmals das Spottgedicht auf die Belagerung Feldkirchs. Er übersetzt das Spottwerk ins Neuhochdeutsche und bringt namentlich auch wertvolle sprachliche Erklärungen.

2. Jahrg. S. 1—47: A. **Müller,** Der Astronom und Mathematiker Georg Joachim Rheticus, ein berühmter Feldkircher des 16. Jh. Eine eingehende Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Gelehrten, der Professor in Wittenberg und Leipzig war und als Schüler und Freund des Kopernikus an der Veröffentlichung seiner Werke Anteil hatte und selbst durch seine Forschungen als Vorläufer von Galilei und Keppler gelten darf.

Innsbruck. Alfred Wretschko.

Sitzungsberichte der Historischen Gesellschaft.

464. Sitzung. Mittwoch, den 3. März 1920. Herr Schäfer, der die Sitzung leitete, begrüßte zunächst unser neues Ehrenmitglied, S. Exz. den General der Infanterie a. D. von Falkenhayn, mit einer Ansprache, worauf dieser mit einigen Worten des Dankes erwiderte.

Inzwischen hat unsere Gesellschaft wieder einen schweren Verlust erlitten. Am 8. Januar entschlief der Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Robert Voigt im 68. Lebensjahre. Seit seinem Eintritt hatte er fast alle unsere Sitzungen besucht.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Universitätsprofessor Dr. Paul Herre (Leipzig, z. Z. Berlin); Oberlehrer Dr. Friedrich Seelig (Berlin); Oberlehrer Dr. Erich Siedersleben (Berlin-Schmargendorf).

Zu Prüfern des Kassenberichts wählte die Versammlung die Herren Markull und Stern.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag des Referenten im Reichswanderungsamt Dr. Karl Roth über das Thema: „Der Armenier, ein Produkt seines Landes und seiner Geschichte“. Obwohl der Armenier eines der geistig bedeutsamsten und für das ganze dortige Leben wichtigsten Volkselemente des vorderen Orients vorstellt, genießt er bei uns nicht den Ruf, der ihm eigentlich gebührt. Der Grund liegt in der zu geringen Kenntnis des armenischen Volkes, seines Landes und seiner Geschichte. In dieser Beziehung sind leider unsere Kenntnisse gleich Null. Das verächtliche Urteil entspringt lediglich der oberflächlichen Berührung mit dem levantinischen Armenier, der — ein gerissener, skrupelloser Mensch wie eben alle Levantiner — den armenischen Namen in Verruf gebracht hat. Der eigentliche Armenier, der auch den Grundstock für die neue armenische Republik bildet, sitzt als fleißiger und nüchterner Ackerbauer im Osten. Wohl wird man auch bei ihm manchen Fehler und manchen dem Westeuropäer weniger sympathischen Zug finden, ein gewisses abgeschlossenes Wesen, oft rasches Gekränktsein, eine Folge seines stark ausgebildeten Selbstbewußtseins, auch manchmal eine gewisse Unzuverlässigkeit. Der Ursprung all dieser Charakterzüge ist aber letzten Endes zu suchen und zu finden in der geographischen Beschaffenheit seines Landes, den dadurch bedingten Lebensverhältnissen und dann in dem Werdegang seiner

Geschichte. Auf der öden, steinreichen Hochebene, die den größten Teil Armeniens ausmacht, die rings durch hohe Randgebirge abgeschlossen ist und durch tief einschneidende Flußtäler wieder in schwer zugängliche Abschnitte geteilt ist, konnte kein lachendes, farben- und phantasiereiches Leben blühen. Hier waren die einzelnen Siedlungsgruppen gezwungen, ein voneinander ziemlich abgeschiedenes Leben zu führen, ein Umstand, der den angeborenen Unabhängigkeitsdrang der einzelnen Feudalherren nur förderte und so von vorneweg mit wenigen Ausnahmen dem armenischen Königtum die Möglichkeit nahm, die Kräfte eines einheitlichen, widerstandsfähigen Reiches gegen die vielen Gegner zusammenzufassen. Die Enge und Abgeschlossenheit des Landes wirkte auf das ganze politische Leben des armenischen Volkes und auch auf seine Charakterbildung zurück und schuf Zustände, die sich in seinem inneren wie äußeren Leben bis auf den heutigen Tag erhielten. Dazu kommt weiter, daß das armenische Volk keine einheitliche ethnische Masse darstellt. Die im 7. vorchristl. Jh. einwandernden indogermanischen Armenier trafen auf eine ältere Bevölkerung anderer Rasse, der sog. alarodisch-hethitischen Rasse, die noch heute bei einem Teile der Armenier den uns aus den ägyptischen Tempelreliefs bekannten Typ hinterlassen hat. Vom Osten her waren die Täler des Kur und Araxes entlang schon frühzeitig Iranier westwärts vorgedrungen, und iranisches Wesen brachte sich im armenischen Wesen, in seinem Fühlen und Denken, in seiner Lebensweise und Kunstübung, namentlich seit die iranischen Arsakiden die armenische Königskrone trugen, immer beherrschender zur Geltung. Von Süden endlich drangen semitische Bestandteile ein. Sie alle schufen an dem heutigen armenischen Volke mit. Von tiefstem Einfluß aber auf die Charakterbildung des armenischen Volkes war der Werdegang seiner Geschichte, den so recht die geographische Lage des Landes bedingte. Von jeher zwischen mächtigen, sich bekämpfenden Großreichen gelegen, war Armenien stets der viel begehrte Staat, um dessen Besitz man kämpfte. Bei dem ausgeprägten Unabhängigkeitsgefühl, das dem Armenier zu allen Zeiten eignete, in dem Streben, seine nationale Unabhängigkeit zu wahren, war Armeniens Politik stets eine unstete. Hilfesuchend bald auf römisch-byzantinischer Seite, bald auf persisch-arabischer, kam in den ganzen Charakter des Volkes etwas Unzuverlässiges. Die ständige politische Not schuf diesen Zug. Ein Blick in die Geschichte des Volkes beweist diese Tatsache von Periode zu Periode. Heute ist dem armenischen Volke seine politische Selbständigkeit zurückgegeben, und es steht zu hoffen, daß unter dem günstigen Einfluß endlich errungener Freiheit dem an sich so tüchtigen Volke auch die Stetigkeit im privaten wie öffentlichen Leben gewonnen wird, die für den Bestand eines modernen Staates und für den modernen Verkehr notwendig ist.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache an der sich, außer dem Redner, die Herren v. Falkenhayn, Häpke, Krafft, Markull, Philipp, Ruben und Schäfer beteiligten.

465. Sitzung. Freitag, den 9. April 1920. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Patentanwalt Aug. Waldemar Brock (Berlin); Dr. Ernst Posner (Berlin); Gymnasialdirektor Dr. Wilh. Vilmar (Berlin-Grunewald); Oberlehrerin Frl. Gertrud Voigt (Berlin).

Der von Herrn Schuster vorgelegte Kassenbericht ist von den Herren Markull und Stern geprüft und für richtig befunden worden. Die von Herrn Stern beantragte Entlastung wurde mit Dank erteilt.

Nach längerer Aussprache wurde beschlossen, daß die Sitzungen künftig in der Universität (Hörsaal 118, eine Treppe hoch im Ostflügel) stattfinden sollen.

Über die Beziehungen der Gesellschaft zu anderen Großberliner Vereinen berichtete der 1. stellv. Schriftführer, Herr Gumlich, daß Mitte Januar eine Liste von 19 Rednern aus dem Mitgliederkreise unserer Gesell-

schaft, mit der Bezeichnung von 76 verschiedenen Vortragsstoffen, an 21 Großberliner Vereinigungen gesandt worden ist. Trotz des späten Termins konnten 8 Vorträge vermittelt und gehalten werden. Außerdem sind 20 Vorträge für die kommende Zeit bereits verabredet.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Michael Tangl über „Die Bestattung Karls d. Gr.". Er rühmte das entscheidende Verdienst Theodor Lindners, dessen Forschung die durch viele Jhh. zähe festgehaltene Nachricht von der Bestattung des großen Kaisers in vollem Ornat, sitzend auf dem Thron, für immerdar ins Reich der Sage verwiesen hat, und berichtete im Anschluß daran über die spätere wesentliche Literatur und über die neue Erkenntnisgrundlage, die seit 1910 durch die planmäßige und vollständige Aufgrabung des Bodens des Marienmünsters zu Aachen geschaffen ist. Aufgabe der historischen Forschung ist es, mehr, als es bisher geschehen ist, der Entstehung und Entwicklung der Sage nachzugehen. In diesem Zusammenhang sind die Berichte Thietmars von Merseburg und der Hildesheimer Annalen ganz anders zu deuten, als es durch Lindner geschehen und seither allgemein angenommen ist. Sie sind selbst bereits erste Ausflüsse der einsetzenden Sagenbildung. Den äußeren Anlaß zur Entstehung der Legende gab eine bildliche Darstellung über dem Grabe Karls. Den Nährboden zum Aufkommen der daran sich knüpfenden Sage bot die Phantastik Ottos III. und seiner Vertrauten.

An den Vortrag schloß sich eine Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Caspar, Roth und Schäfer beteiligten.

466. Sitzung. Freitag, den 4. Mai 1920. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Oberlehrer Dr. Erich Chudzinski (Berlin-Wilmersdorf); Oberlehrer Dr. Friedr. Graefe (Berlin); Oberlehrer W. Heiniger (Berlin-Lichterfelde); Dr. Th. Scheffer, Leiter der Arndt-Hochschule (Berlin-Steglitz); die Historische Vereinigung zu Berlin.

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag von Dr. phil. et iur. Fritz Barnewitz über „die alte mecklenburgische Verfassung". Einleitend wurde hervorgehoben, daß für das Verständnis der alten ständischen Verfassung ein kurzer Rückblick auf die mecklenburgische Geschichte notwendig sei, soweit sie auf die alte Verfassung Bezug nähme. Als Heinrich der Löwe 1167 an Pribislav Mecklenburg gab, mußte der Fürst eine Menge Land an Kirchen und Klöster, die Städte und seine Vasallen geben. Während zunächst die Stände nach Kreisen (Mecklenburg, Wenden und Stargard) getrennt tagten, kamen diese Sonderlandtage nach 1500 nicht mehr vor; die Stände tagten in ihrer Gesamtheit und schlossen sich 1523 zur landständischen Union zusammen. Immer mehr wuchs die Macht der Stände; im landesgrundgesetzlichen Erbvergleich vom Jahre 1755 war sie endgültig festgestellt. Der Vortragende beschrieb nun den alten mecklenburgischen Landtag, wer zu den Ständen gehörte (Gutsbesitzer und Städte), wie sie alljährlich berufen wurden, aber von 750 Stimmberechtigten höchstens 50, meist sogar nur 30 oder 40, erschienen. Der Gang der Verhandlungen wurde gleichfalls kurz beleuchtet. Dann zählte der Vortragende die verschiedenen Kassen auf, die in dem alten mecklenburgischen Finanzwesen eine so wichtige Rolle spielten. Schließlich erörterte er die Wirkungen der alten landständischen Verfassung auf das öffentliche Leben in Mecklenburg. Der Adel sonderte sich vom Bürgertum ab. Im Domanium, dem Grundbesitz der Großherzöge bzw. Herzöge, war die Lage der Bauern stets recht gut. Im ritterschaftlichem Gebiet aber war der Bauer bis in die Mitte des vorigen Jh. der Willkür seines Herrn preisgegeben. Besonders schlimm hatte es der Bauer bei den ritterschaftlichen Pächtern, die bis zum festgesetzten Termin die Pacht herausgewirtschaftet haben mußten. Zum Schluß ging der Vortragende auf die mannigfaltigen Bestrebungen ein, die auf eine Reform der mecklenburgischen Verfassungszustände hinzielten. Unterstützt wurden seine Ausführungen durch eine von ihm selbst

gezeichnete 2,20 × 1,50 m große Karte, auf der domaniales, wirtschaftliches, städtisches und klösterliches Gebiet in bunten Farben nebeneinander dargestellt waren.

An den Vortrag knüpfte sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Schäfer und Voß beteiligten.

Hierauf machte Oberlehrer Dr. Paul Ostwald eine kurze wissenschaftliche Mitteilung über die Frage: „Wie Westpreußen zum erstenmal polnisch wurde.“ Die Ereignisse von 1454—1466 wurden einmal durch die Eigenart des Landesherrn im Ordenslande und die dadurch hervorgerufenen inneren Schwierigkeiten erklärt. Ferner wurden sie zurückgeführt auf die Eigentümlichkeit des deutschen Charakters überhaupt, der nichts dabei fand, sich einem land- und stammesfremden König anzuvertrauen, der in politischer Unreife innere, wirtschaftliche Fragen über die außenpolitischen stellte, der gutgläubig genug war, anzunehmen, daß die Polen ihre dem Deutschtum gegenüber gemachten Versprechungen auch immer halten würden. Der Vortragende betonte, daß wir aufhören sollten, immer noch einen Friedrich d. Gr. moralisch rechtfertigen zu wollen, wenn er in der ersten polnischen Teilung sich Westpreußen holte. Wir sollten vielmehr Gewicht darauf legen, daß Westpreußen durch Verrat und Vertragsbruch zum polnischen Lande gemacht wurde, daß die Polen also nicht auf rechtmäßigem Wege dazu kamen.

An der Aussprache beteiligte sich, außer dem Redner, Herr Schäfer, der in längerer Ausführung noch auf die Bevölkerungsfrage Westpreußens einging.

467. Sitzung. Freitag, den 4. Juni 1920. Herr Schäfer leitete die Sitzung.

Seit der letzten Zusammenkunft hat die Gesellschaft wieder den Verlust eines Mitgliedes zu beklagen. Am 20. Mai verstarb der Oberlehrer a. D. Prof. Dr. Robert Schmidt nach längerem Leiden im 75. Lebensjahr.

Als Mitglieder wurden aufgenommen: Hilfsstaatsanwalt Dr. Bohmeyer (Flensburg); Oberlehrer Paul Bohrisch (Berlin-Friedenau); Kammergerichtsrat J. Ritscher (Charlottenburg); Landgerichtsrat Vowinckel (Charlottenburg).

Der wissenschaftliche Teil brachte einen Vortrag des Privatdozenten Dr. Rudolf Häpke über „das Ernährungsproblem in der Geschichte“. Zunächst besprach der Redner die vorhandene Literatur; sie ist dürftig, da der Forschung während der letzten Menschenalter durch die Sicherstellung der Ernährung Europas das Problem völlig aus dem Gesichtskreise entschwunden war. Der Vortragende hoffte, aus den Erfahrungen der Kriegswirtschaft auch methodische Gesichtspunkte für die Beurteilung etwa der germanischen Wirtschaft oder der Völkerzahl mittelalterlicher Städte gewinnen zu können, und forderte die Nachprüfung der bisherigen Vorstellungen an Hand der seit 1914 gesammelten Kenntnisse über Rationierung, Anbau, Konsum usw. Als Lebensmittelreferent beim Stabe ObOst hatte Vortr. diesen Dingen mehrere Jahre lang nahegestanden. Während aus Ägypten schon um das J. 2000 von einer mit Aufruhr und Umsturz verbundenen Lebensmittelkrise verlautet, steht in klassischer Zeit die Versorgung der Großstädte Athen und Rom im Vordergrund. Bei den Germanen ist Körnerbau verbreitet, schützt aber nicht vor „inedia“ (Tac.). Daher die ständige Wanderlust! Wurde durch Berechnungen bewiesen, daß Vorstellungen von 430 000 Usipetern und Tenkterern, die von Fleischnahrung gelebt haben sollen (Seeck). unhaltbar seien, so zeigten Aufstellungen über Erzeugung einer Hufe von 30 Morgen und den Verbrauch der Bauernfamilie, auf welch schmaler Grundlage die Lebensmittelwirtschaft im früheren Ma. beruhte. Wohl nur die größeren Besitzer konnten mehr als den Zehnten abgeben. Daher die Hungersnöte, die erst besser werden, als die Städte zur Magazinierung übergehen. Auch der Handel (zwischen Ost- und Westsee seit ca. 1250) beteiligt sich an der Bedarfsdeckung, namentlich des europ. Westens. Stets ist die Politik mit der Ernährungsfrage (durch

Sperren der Zufuhr usw.) verknüpft. Bis ins 19. Jh. hinein erfährt die Lebensmittelversorgung Europas keine grundstürzende Änderung. Erst die gigantische Abschnürung der Mittelmächte im Weltkriege bringt die große Krisis. Untätigkeit trotz drohender Kriegsgefahr und eine kurzsichtige Höchstpreispolitik machen die im ganzen richtigen Maßnahmen der Organisation und behördlichen Rationierung usw. zuschanden. So hat die ungelöste Frage der Volksernährung zwar den Zusammenbruch nicht unmittelbar verursacht, aber ihn durch Schwächung der Widerstandskraft vorbereitet.

An den Vortrag, der voraussichtlich später in „Schmollers Jahrbuch" erscheinen wird, schloß sich eine längere Aussprache, an der sich, außer dem Redner, die Herren Barnewitz, Graefe, Dr. Adolf Jürgens (als Gast), Schäfer und Vogel beteiligten.

Neue Büchererscheinungen.

(Zur Besprechung eingeliefert und noch nicht besprochen.)

Aubin, G., Deutsch-Österreich. (Auslandsstud. a. d. Univ. Halle-Wittenbg., 2. Reihe, 4. Heft). Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.80 u. 40% Zuschl.

Birt, Theod., Charakterbilder Spätroms u. d. Entstehg. d. modern. Europa. Leipzig, Quelle u. Meyer, o. J. M. 16.—.

Brandes, Georg, Der Tragödie 2. Teil. Der Friedensschluß. (Brücken, 4. Bd.) Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 5.—.

Briegleb, Otto, von unseren Ortsnamen u. Verwandtes. Leipzig, Theod. Weicher, 1919. M. 3.50.

Brunn, Paul, Die Verfassg. d. Dtsch. Reichs. (Staatsbürgerkunde, 1. Heft.) Berlin, C. Heymann, 1920. M. 1.—.

Chroust, A., Die österr. Frage. (Die Volkshochschule, 1. Bd., 4. Heft.) Würzburg, Kabitzsch u. Mönnich, 1920. M. 4 —.

Clemen, O., Beitr. z. dtsch. Kulturgesch. Berl., Fr. Würtz, 1920. M. 10.—.

Cramer, Franz, Deutschland in röm. Zeit. Berlin, Vereinig. wissensch. Verleger, 1920. M. 1.60 u. 50% Zuschl.

Curtius, Jul., Bismarcks Plan eines dtsch. Volkswirtschaftsrats. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanst., 1919. M. 2.20.

Diels, Herm., Antike Technik. 7 Vorträge. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1920. M. 9.—, geb. M. 11.—.

Dierauer, Joh., Gesch. d. Schweiz. Eidgenossensch., 2. Bd. (b. 1516). 3. Aufl. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 30.—.

Dreyhaus, Herm., Die engl. Weltherrschaft. (Die Außenpolitik, 1. Heft.) Berlin-Friedenau, Rich. Fouquet, 1919. M. 3.50 u. 20% Zuschl.

Eberhardt, Hildeg., Die Diözese Worms am Ende d. 15. Jhs. Münster i. W., Aschendorff, 1919. M. 12.—.

Egelhaaf, Gottl., Hist.-polit. Jahresübersicht f. 1919. Stuttg., C. Krabbe, 1920. M. 9.—, geb. M. 12.—.

Elbogen, J., Gesch. d. Juden s. d. Untergang d. jüd. Staates. (Aus Natur u. Geisteswelt, 748. Bdch.) Leipzig, B. G. Teubner, 1919. M. 3.50 u. 100%.

v. Eppstein, Frhr. G., v. Fürst Bismarcks Entlassg. Berlin, Scherl, 1920. Geb. M. 16.—.

Fester, Rich., Die Internationale 1914—19. (Auslandsstud. usw., 2. Reihe, 1. Heft.) Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.60 u. 40% Zuschl.

Flach u. Guggenbühl, Quellenbuch z. allg. Gesch., 3. Bd. Zürich, Schultheß u. Co., 1919. M 14.—.

v. Freytagh-Loringhoven, Frhr. Axel, Rußland. (Auslandsstud. a. d. Univ. Halle-Wittenbg., 2. Reihe, 9. Heft.) Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.50 u. 40% Zuschl.

Friedländer-Wissowa, Darstellungen a. d. Sittengesch. Roms. 9. Aufl. 2. u. 3. Bd. Leipzig, S. Hirzel, 1920. M. 31.20, bez. M. 38.—.

v. Frisch, Ernst, Zur Gesch. d. russ. Feldzüge im 7jähr. Kriege. (Heidelberger Abhandlgn., 52. Heft.) Heidelberg, Winter, 1919. M. 3.90 u. 50% Zuschl.

Gagliardi, Ernst, Der Anteil d. Schweizer an d. ital. Kriegen 1494—1516, 1. Bd. 1—5 Lfg. Zürich, Schultheß u. Co., 1918.

Geffcken, J., Griech. Menschen. Leipz., Quelle u. Meyer, 1919. M. 8.—.

Der Geschichtsfreund. Mitt. d. 5 Orte Luzern usw. 73. u. 74. Bd. Stans, Matt u. Co., 1918, 1919.

Günther, Adolf, Frankreich. (Auslandsstud. usw., 2. Reihe, 6. Heft.) Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.80 u. 40% Zuschl.

—, S., Das Zeitalter d. Entdeckungen. 4. Aufl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 26, Bdch.) Leipzig, Teubner, 1919. M. 3.50 u. 100%.

Hampe, K., Das belg. Bollwerk. Eine aktenmäß. Darstellung über Barrierestellg., Neutralität usw. Belgiens. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst., 1918. M. 4.—.

Hänlein, Th., Die Bekehrg. d. Germanen z. Christentum, 1. Tl. (Voigtländers Quellenbücher, 78. Bd.) Leipzig, Voigtländer. M. 1.60.

Hellinghaus, Otto, Beethoven in Aufzeichnungen, Briefen usw. (Bibl. wertv. Denkwürdigkeiten, 5. Bd.) Freiburg, Herder, 1920. M. 7.20.

Helmolt, Hans F., Ein Vierteljh. Weltgesch., 1894—1919. Charlottenburg, Dtsch. Verlagsges. f. Politik u. Gesch., 1919. M. 10.—.

Herre, Paul, Italien. (Auslandsstud. usw., 2. Reihe, 8. Heft.) Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.50 u. 40% Zuschl.

Janssens Briefe, hrsg. v. Frhr. Ludw. v. Pastor, 2 Bde. Freiburg, Herder, 1920. M. 30.—, geb. M. 36.—.

Knöpfler, A., Lehrbuch d. Kirchengesch. 6. verm. u. verb. Aufl. Freiburg, Herder, 1920. M. 30.—, geb. M. 36.— u. Zuschl.

Köhler, Walt., Die Geisteswelt Ulr. Zwinglis. Christentum u. Antike. (Brücken, 3. Bd.) Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 6.—.

Koeniger, A. M., Grundriß e. Gesch. d. kathol. Kirchenrechts. Köln, J. P. Bachem, 1919. M. 3.20, geb. M. 4.20.

Küntzel G., u. Haß, Mart., Die polit. Testamente d. Hohenzollern, 2 Tle. Leipzig, Teubner, 1919. M. 2.80 u. M. 4.—.

Lemmens, Leonh., D. Heidenmissionen d. Spät-Ma. Festschr. z. 700jähr. Jubiläum d. Franziskanermissionen. Münster i. W., Aschendorff, 1919. M. 4.80, geb. M. 6.20.

Lindenberg, Paul, Das Buch vom F.-M. Hindenburg. Oldenburg, Gerh. Stalling, 1920. M. 15.— u. 10% Zuschl.

Loewe, V., u. Stimming, M., Jahresber. d. dtsch. Gesch., 1. Jahrg. 1918. Breslau, M. Priebatsch, 1920. M. 10.—.

Mayer, Gust., Friedr. Engels, 1. Bd. Berl., Jul. Springer, 1920. M. 22.—.

Meininghaus, Aug., Die Entstehg. von Stadt u. Grafschaft Dortmund. Dortmund, Gebr. Lensing, 1920. M. 1.65.

Michael, Wolfg., Engl. Gesch. im 18. Jh., 2. Bd. Berlin, W. Rothschild, 1920.

Müller, A. V., Luthers Werdegang b. z. Turmerlebnis, Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1920. M. 6.—.

—, Friedr., Konstitution u. Individualität. Münch., J. Lindauer, 1920. M. 1.20.

Münzer, Röm. Adelsparteien u. Adelsfamilien. Stuttgart, J. B. Metzler, 1920. M. 40.—.

Oncken, Herm., Lassalle. E. polit. Biographie. Stuttg., Dtsch. Verlagsanst., 1920. M. 24.—.

Osolin, Austra, Selbstbefreiung od. Selbstvergewaltigg.? Des lett. Volkes Frage an d. dtsch. Volk. Olten, W. Trösch.

Oetker, Friedr., Die Emser Depesche. Ihre Vorgesch. u. ihre rechtl.-polit. Bedeutung. (Die Volkshochschule, 1. Bd., 2. Heft.) Würzbg., Kabitzsch u. Mönnich, 1920. M. 4.—.

v. Pastor, Frhr. Ludw., Gesch. d. Päpste s. d. Ausgang d. Ma., 7. Bd., 1.—4. Aufl. Freiburg, Herder, 1920. M. 26.— u. Zuschl., geb. M. 44.— u. Zuschl.

Paul, Herm., Aufgabe u. Methode d. Geschichtswissenschaften. Berliner Vereinig. wissensch. Verleger, 1920.

Peters, A., Inventare d. nichtstaatl. Archive im Kreise Springe. (Forsch. z. Gesch. Niedersachsens, 5. Bd., 4. Heft.) Hannover, Friedr. Gersbach, 1919. M. 10.—.

Preller, H., D. Altertum. Seine staatl. u. geist. Entwicklg. usw. (Aus Natur u. Geisteswelt, 642. Bdch.) Leipzig, Teubner, 1920. M. 3.50 u. 100%.

Rethwisch, Konr., Jahresber. über d. höh. Schulwesen. 23. Jahrg. 1918. Berlin, Weidmann, 1919. M. 34.—.

IX. Bericht d. Röm.-Germ. Komm. 1916. Frankf. a. M., Jos. Baer u. Co.. 1917.

Roth, Karl, Sozial- u. Kulturgesch. d. Byzantin. Reiches (Sammlg. Göschen, Nr. 787.) Berl., Vereinig. wissensch. Verleger, 1919. M. 1.60 u. 50% Zuschl.

Salomon, Fel., England. (Auslandsstud. usw., 2. Reihe, 5. Heft.) Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.40 u. 40% Zuschl.

Scharr, E., Xenophons Staats- u. Gesellschaftsideal u. seine Zeit. Halle, Niemeyer, 1919. M. 14.40.

Scheer, Admiral, Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Berlin, Scherl, 1920. M. 35.—.

Mitteilungen d. Schles. Gesellsch. f. Volkskde., 21. Bd., Jahrg. 1919. Bresl., M. u. G. Marcus, 1919. M. 4.—.

Quellen u. Forsch. z. Gesch. Schlesw.-Holsteins, 7. Bd. Leipz., H. Haessel, 1919. M. 12.—.

Zeitschr. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holstein. Gesch., 49. Bd. Leipzig, H. Haessel, 1919.

Schneider, Friedr., D. europ. Friedenskongreß von Arras (1435) u. d. Friedenspolitik Papst Eugens IV. u. d. Basler Konzils. Greiz, Otto Henning, 1919.

Schweizer, Jos., Die Nuntien in Prag: Alfonso Visconte (1589—91), Camillo Gaetano (1591—92). (Quell. u. Forsch. a. d. Geb. d. Gesch. Nuntiaturberichte a. Deutschl. nebst. ergänz. Aktenstücken 1589—92, 2. Abt.) Paderborn, F. Schöningh, 1919. M. 44.—.

v. Soden, Frhr. H., Gesch. d. christl. Kirche, 1. u. 2. Tl. (Aus Natur u. Geisteswelt, 690./91. Bdch.) Leipzig, Teubner, 1919. Kart. je M. 2.—.

Stemplinger, E., u. Lamer, H., Deutschtum u. Antike in ihrer Verknüpfg. (Aus Natur u. Geisteswelt, 689. Bdch.) Leipzig, Teubner, 1920. M. 3.50 u. 100% Zuschl.

Stromer-Reichenbach, Friedr., Was wird? Vorausberechnung d. dtsch. Revolutionsentwicklg. Ludwigshafen, Lhotzky, 1920. M. 1.50.

—, Was ist Weltgeschichte? Zukunftsgedanken. Ludwigshafen, Lhotzky, 1920. M. 1.50.

Thimme, Friedr., Bethmann Hollwegs Kriegsreden. Stuttg., Dtsch. Verlagsanst., 1919. M. 12.—, geb. M. 17.60.

Waentig, Heinr., Belgien. (Auslandsstud. usw., 2. Reihe, 2. Heft.) Halle, Niemeyer, 1919. M. 1.20 u. 40% Zuschl.

v. Winterfeld, Luise, Die Dortmunder Wandschneider- u. Erbsassengesellsch. Dortmund, Fr. W. Ruhfus, 1920. M. 1.80.

Wolff, Odilo, Mein Meister Rupertus. E. Mönchsleben a. d. 12. Jh. Freiburg, Herder, 1920. M. 6.80, geb. M. 8.80 u. Zuschl.

Yorck v. Wartenburg, Graf, Weltgesch. in Umrissen usw., b. z. Gegenwart fortgef. v. Hans F. Helmolt. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1920. M. 21.—.

Zorn, Phil., Deutschl. u. d. beiden Haager Friedenskonferenzen. Stuttgart, Dtsch. Verlagsanst., 1920. M. 5.—.

